



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 49.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. Hanna.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Es war der schönste Moment meines Lebens, wie ich da stand vor der Geliebten, die wie geblendet, wie verwirrt vor Freude mit liebestrahlendem Antlitz auf mich blickte. Ich hätte sie wieder sprechen mögen die erhabenen Worte:

„Wenn's jetzt zum Sterben ginge,
Am schönsten wär's wohl, denn ich fürchte,
Dah niemals je ein solcher Augenblick
In aller Zeit sich wiederholen dürfte.“

Diese Worte, die Glück und Segen für mich bedeuteten, wandelten sich in Gift und Galle in der Seele George Redruths. Daß vor Jörn schaute er auf sie, die sie halblaut gesprochen; dann, auf die erregten Gruppen sehend, die uns umstanden, sagte er:

„Du mußt wahnsinnig geworden sein, Madeline, so zu sprechen! — Trelany, ein Wort zu Ihnen. Es soll dem ein für allemal ein Ende gemacht werden, treten Sie mit mir auf die Seite, ich habe mit Ihnen zu reden!“

Er ging eine kurze Strecke der Klippe entlang, ich folgte, Madeline mir zur Seite. Als wir außer aller Gehörweite uns befanden, drehte er sich um und sah uns ins Gesicht. Seine Selbstbeherrschung in diesem Augenblick war staunenswert, kein Unbeteiligter hätte es ahnen können, daß er die Beute einschneidendsten Schmerzes, tödlich verletzten Stolz war.

„Ich hätte das von Anfang an vermuten können,“ sagte er in gedämpftem Tone. „Sie haßten mich von jeher, Trelany, und ich, bei Gott, ich vergalt redlich Gleiches mit Gleichem. Ich weiß jetzt, warum Sie mir das Leben retteten, — mich zu zertreten, zu demütigen vor meiner Cousine, über die Sie Gott weiß welch unseligen Einfluß gewonnen.“

Ich sah ihn offenen Blickes an, erwiderte jedoch kein Wort. Mit anscheinender Ruhe fuhr er, zu Madeline gewendet, fort:

„So wäre also, wenn ich recht verstand, unser Verlöbniß zu Ende?“

„Ja,“ antwortete sie.

„Vortrefflich! Du weißt

3. Aufl. Welt XXXIV 25.

so gut wie ich, was das für mich zu bedeuten hat — meinen Ruin, die Schande vielleicht; doch ich verstehe, mich ins Unabänderliche zu fügen. — Trelany, ich gratulire Ihnen!“ sehte er mit erzwungenem Lächeln hinzu, „Sie haben das Spiel gewonnen!“

Er wandte sich zum Gehen, mit einem Aufschrei rief Madeline ihn zurück.

„Sprich nicht so, George!“ sagte sie. „Noch kannst Du Geseheenes gut machen, und wenn Du es thun willst, werden wir wenigstens Freunde bleiben. Du weißt, daß ich, selbst unter anderen Umständen, Deine Frau nicht werden dürfte, eine andere Lebende hat Anspruch auf diesen Titel, Anspruch auf Deine Liebe! Laß mich zu ihr gehen und ihr sagen, daß Du bereust.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte er kalt. „Von wem sprichst Du?“

„Von Annie Pendragon, dem armen Mädchen, dessen Herz Du beinahe gebrochen. Du siehst, daß ich alles weiß.“

— George, um Deiner Seligkeit willen —

Sein Gesicht verfinsterte sich, seine Lippen bewegten sich krampfhaft.

„Wie gütig Du bist, wie besorgt um das Heil meiner

Seele! Es ist sehr schön von Dir, mir zu einem Ehegespons verhelfen zu wollen, schade nur, daß ich so viel Güte dankend ablehnen muß. Annie Pendragon ist nichts für mich. Ich bin ein Gentleman und sie —“

„Hüten Sie Ihre Zunge!“ rief ich empört. „Noch ein einziges Wort über Annie und Sie haben es mit mir zu thun. Ich verlange nicht, daß Sie sie anerkennen sollen, dazu ist es zu spät, und selbst wenn dem nicht so wäre, ist es besser für die Arme, einem Mann wie Sie ewig fern zu bleiben. Aber sie ist mir heilig und ich verbiete Ihnen, auch nur ihren Namen auszusprechen!“

„Sie mißverstehen mich,“ erwiderte er, seine Selbstbeherrschung immer vollständig wachend. „Alles, was ich zu sagen im Begriffe war, ist, daß sie mir nicht ebenbürtig sei. Ich bedaure tief, was geschehen ist, ich erkenne selbst meine Thorheit, meine Schuld an, wenn Sie das lieber hören, aber eine eheliche Verbindung — nein, das ist nicht möglich!“

„George! George!“ schrie Madeline in Verzweiflung, „hast Du denn gar kein Herz?“

„Es scheint so; lege es Dir selbst zur Last, wenn es mir abhanden gekommen ist. Ich bin Demütigungen nicht



Schloß Berg am Starnbergersee. (S. 579.)

gewohnt, Du siehst es, und wenn ich auch meine Strafe so gelassen als möglich hinnehme, so fühle ich sie darum nicht minder."

Ich hätte ihn erdrosseln können, so kaltblütig fielen seine Worte.

"Wenn ein Gott im Himmel lebt," schrie ich, "so wird er Sie zu finden wissen! Sie haben nicht nur ein Leben zerstört, nein, auch noch zwei andere dazu. Wissen Sie, was mein Onkel, Gott sei ihm gnädig, mit seinem letzten Atemzuge gestanden? — Daß er es war, der Ihren Mitschuldigen, Johnson, getötet. Dieses Mannes Blut so gut wie das John Pendragons komme über Sie!"

Er schien starr vor Erstaunen, sagte sich jedoch augenblicklich wieder.

"Ich hegte längst Verdacht," sagte er, "schwiege jedoch um seiner Tochter willen. Wie man mich für die That eines wahnwitzigen Mörders verantwortlich machen kann, vermag ich nicht einzusehen."

"Sie sind der Mörder," schrie ich, "nicht er!"

"Unfinn!" erwiderte er und ging ungebeugten Hauptes von dannen.

Ich wandte mich zur Seite und sah auf Madeline. Sie schaute ihm nach mit einem Gesicht, das blaß war wie der Tod.

"Madeline," begann ich, "denken Sie nicht so von mir, als ob ich Sie für jene Worte verpflichten möchte, die der flüchtige Moment Ihnen in den Mund gelegt. Ich weiß, daß wenn dieser kummervolle Tag vorüber, Sie derselben nicht mehr gedenken werden — Sie dürfen ihrer nicht mehr gedenken um der Pflichten willen, die Sie sich selbst gegenüber haben. Es soll genug des Glückes für mich sein, zu wissen, daß Ihre Sympathien mir zugewandt waren, als ich deren am meisten bedurfte, daß wenn ich ein anderer wäre, als ich bin, mir auch Ihre Liebe geworden wäre. — Und nun lassen Sie uns Abschied nehmen!"

Ich streckte ihr meine Hand entgegen — sie sah mich verwundert an.

"So haben Sie mich denn nicht verstanden?" sagte sie in weichem Tone, "oder vielleicht — verstanden Sie mich und ich war im Irrtum, als ich glaubte, daß Sie mir — wohlwollten?"

"Wohlwollen?" rief ich in leidenschaftlicher Erregung. "So lange ich zu denken vermag, hat mein Herz, jede Hafer meines Seins Ihnen gehört. Das ist es nicht! Meine Liebe, stark, wie sie ist und immer es war, ist doch nicht wert, um die Ihre eingetauscht zu werden! O, glauben Sie nicht, daß ich so niedrig denke, so selbstsüchtig sei, zu glauben, daß die Entfernung, die uns trennt, je überbrückt werden könnte durch Ihr himmlisches Erbarmen. Ich bin ein armer Mann — Sie eine reiche Dame. Ich weiß, was das zu sagen hat, und wußte es von Anfang an!"

Als ich so sprach, war mein Herz so tief beklommen, daß ich mein Gesicht abwenden mußte, die Thränen zu verbergen, die mir im Auge standen. Doch sie ging nicht von meiner Seite, sondern legte sanft ihre Hand auf meinen Arm.

"Ich table Sie nicht, weil Sie so denken," sagte sie; "vor kurzem noch dachte auch ich so. — Aber, Hugh, Geliebter, laß mich Dich so nennen von nun an. Sieh, Gott selbst hat mir die Augen geöffnet. Ich weiß jetzt, daß ich Dich immer liebte, niemals aber so vollbewußt wie heute!"

"Sprich nicht so. Es kann nicht sein. O, Madeline, laß uns Abschied nehmen!"

"Hugh, lieber Hugh, höre mich! Du mußt mich hören! Sei nicht unfreundlich mit mir!"

"Unfreundlich mit Dir!" murmelte ich. "Gott weiß es, daß ich sterben könnte für Dich!"

"Wärest Du verunglückt in der Mine, Hugh, ich wäre Dir dennoch treu geblieben, ich hätte niemals einen andern Mann geliebt! Soll ich Dir die ganze Wahrheit sagen? Ich will es, Du wirst mich dann verstehen. Als ich Dich in den Tod gehen sah, gehen mit all Deinem guten Herzen, Deinem ritterlichen Mute, das Leben Deines Feindes zu retten mit Gefahr Deines eigenen, da wurde ich mir zum erstenmale bewußt, daß mein ganzes Herz Dir gehöre. Ich hielt Dich nicht zurück, aber ich rief Gott für Dich an, und als ich so betete, that ich zu dem Herrn einen heiligen Schwur, daß wenn er Dich glücklich zurückführe zu mir, ich mein Herz offen vor Dich hinlegen und Dich fragen wolle, ob Du mich zum Weibe nehmen möchtest. — Und nun willst Du mich von Dir weisen, willst mir das Einzige verweigern, was mir das Leben schön und geheiligt machen kann — Deine Verzeihung und Deine Liebe!"

Das war zu viel! Der ganze Zauber der alten Leidenschaft flutete über mich — weinend und jauchzend schloß ich die Geliebte an mein Herz.

Und so kam es, daß ich, Hugh Trellany, ein Mann aus dem Volke, der offenkundige Verlobte Miß Grahams wurde. Wenn ich jetzt an alles zurückdenke, nachdem so manche Jahre darüber hinweggegangen, erscheint es mir immer noch beinahe unglaublich, wenn ich jedoch meine Augen von dem Papier erhebe, auf welches ich diese Zeilen schreibe, sehe ich mir zur Seite die süße Gewißheit, daß es so ist. Die Geschichte meiner Liebe ist auch die Geschichte meines Lebens geworden und wird es immer sein, so Gott will, bis zum Grabe und übers Grab.

"Ist's nicht so, mein Herz?" Sie lächelt und beugt sich über mich, statt aller Antwort mir einen Kuß zu geben.

Sie folgt meiner Feder, wie sie über das Papier fliegt, und wartet auf das Ende, sie weiß ja, daß meine Erzählung bald zu Ende geht.

Liebe ist von Natur aus selbstsüchtig. Im ersten Rausch meines jungen Glückes vergaß ich beinahe das bittere Leid, das über unser Haus gekommen, und als ich endlich die Geliebte verließ und mich dem kleinen Zuge anschloß, der meinen Onkel über das Moor trug, machte ich mir Verwürfe, neben solchem Schmerz so überglücklich sein zu können.

Die Leute hatten sich eine jener Tragbahnen verschafft, wie sie für Unfälle in der Mine stets bei der Hand waren; der entseelte Körper wurde auf dieselbe gelegt und ein leichtes Tuch über das treue, schmerzentstellte Gesicht, das blutige weiße Haar gebreitet. Eine Hand nur hing unbedeckt herab und diese Hand hielt Annie, als wir langsam feldeinwärts schritten. Vier Männer trugen die Bahre, ich folgte mit der Tante, die gänzlich gebrochen dem Zuge nachschwankte.

"Gott hat ihn zu sich genommen!" sagte ich tröstend. "Ihm ist wohl!"

"O Gott, mein Gott!" schluchzte die Tante. "Vierzig Jahre haben wir treulich Freude und Leid geteilt, nie kam ein böses Wort über seine Lippen. Er ist gegangen, wohin ich ihm bald nachfolgen werde. Warte, warte auf mich da oben, Du guter Mann, warte auf Deine Martha, die Dich so lieb gehabt und die bald zu Dir kommen wird!"

Warum diese Trauerszene ausführlicher schildern, warum die darauf folgenden trüben Stunden? Die Zeit und der Tod haben diese Wunden geheilt; davon sprechen hieße sie wieder öffnen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein Jahr nach der Katastrophe in der Mine und dem Tode John Pendragons heiratete ich Madeline Graham. Die Trauung fand in stillster Weise in London statt; nach derselben machten wir eine mehrmonatliche Hochzeitsreise nach dem Süden. Eines Morgens, als ich mit meinem jungen Frauchen auf der Terrasse eines am Genesersee gelegenen Hotels saß und eben die "Times" studierte, fand ich in derselben eine Annonce, die mich peinlich überraschte, es war die Publikation der für die nächste Zeit festgesetzten Zwangsversteigerung von Redruth-House bei St. Gurlott in Cornwallis.

Kurz vorher erst hatte sich die Minengesellschaft zur Liquidation genötigt gesehen; ich wußte, daß George Redruth hiedurch ein ruinierter Mann geworden. Zwischen Cousin und Cousine hatte wenig oder gar kein Briefwechsel mehr stattgefunden, doch als der Krach kam, hatte Madeline mit meiner vollen Zu- und Beistimmung ihrer Tante geschrieben und ihr einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens zu lebenslänglicher Rukniefung angeboten; die Offerte war jedoch nicht angenommen worden. Das Nächste, was wir von den Redruths hörten, war, daß Mutter und Sohn miteinander in London lebten, bald darauf erhielten wir die Nachricht von dem Tode der alten Dame, die mein Herzblatt in tiefste Trauer versetzte. Bis an ihr Lebensende hatte Mrs. Redruth sich geweigert, ihrer Nichte, die sie für all das über sie gekommene Unheil verantwortlich machte, zu vergeben; mit diesem tiefen Grolle war sie auch hinübergegangen.

Ich reichte Madeline das Zeitungsbblatt und nach kurzer Besprechung beschloßen wir, sofort nach Cornwallis abzureisen. So kam es, daß wir acht Tage später in St. Gurlott anlangten, wo uns die Tante und Annie, die telegraphisch von unserer Ankunft unterrichtet waren, mit aller Herzlichkeit in dem alten, lieben Häuschen empfingen. Wie Annie mir noch den gleichen Abend erzählte, war George Redruth nach Amerika gegangen, um sich dort bleibend niederzulassen; vor seiner Abreise hatte er Annie noch aufgesucht, ihr ein reines Lebenswohl zu sagen.

"Ja, Hugh," sagte sie, "er hat mich um Verzeihung gebeten und ich habe ihm diese gewährt von ganzem Herzen. Ich glaube, wenn ich gewollt hätte, er hätte mich mit sich hinüber genommen als sein Weib."

"Und Du hast es nicht gewollt?"

Sie schüttelte wehmütig den Kopf.

"Nein, Hugh. Nach dem, was geschehen, war es nicht mehr möglich; ich weiß auch, daß mehr die Verzeihung und die Not des Augenblicks aus ihm sprach als die Liebe. Ich erkannte ihn kaum mehr und kaum einer würde ihn mehr erkennen; er ist nur noch der Schatten seines früheren Ichs, so verflümmert und gebrochen sieht er aus — mein Herz blutete, als ich ihn sah."

"Ihn traf nur gerechte Strafe!" sagte ich ernst. "Annie, Du hast recht gethan; daß er bereut, freut mich um so mehr, glücklich aber wärest Du nie mit ihm geworden."

Der Leier weiß bereits, daß mich die Heirat mit meinem Goldkind zum reichen Manne gemacht. Nun wußte, ich darf es wohl sagen, von allen Interessenten keiner die Ausbeutungsfähigkeit der Mine besser zu beurteilen als ich; Sorglosigkeit, Vernachlässigung und Unverstand hatten sie zwar in allen Teilen schwer geschädigt, aber ich war dennoch fest überzeugt, daß noch mehr als ein Vermögen da herausgeschafft werden konnte. Ich besprach mich mit Madeline darüber, wir nahmen die Angelegenheit ganz con amore in die Hand und machten schließlich dem Liquidator der Aktien-gesellschaft ein Angebot. Die Dinge standen dort verzweifelt genug, und da meine Offerte eine recht annehmbare war, so wurde sie angenommen. Ein Jahr darauf hatte sich eine neue Gesellschaft gebildet, an deren Spitze Hugh Trellany Esquire als Hauptaktionär stand. Bedeutende Summen wur-

den auf allerlei von mir längst vorgeschlagene Verbesserungen verwendet und einem nochmaligen Eindringen der See nachdrücklich vorgebeugt, so daß in kurzer Zeit das Geschäft sich wunderbar hob und zur Quelle des Wohlstandes für seine Eigner, wie auch ein Segen für die ganze Bevölkerung von St. Gurlott wurde.

Noch eine Thatfache bleibt mir zu erwähnen. Wir kauften Redruth-House und bezogen es; Tante Martha und Annie nahmen wir zu uns und lebten glücklich und zufrieden bei einander, bis nach mehreren Jahren Tante Martha starb. Annie lebt noch heute bei uns, ein stilles, mildes Frauenbild voll schwer auf ihr lastender Erinnerungen, die treue Hüterin unserer Kinder. Das letzte, was sie von George Redruth erfahren, war, daß er als wohlhabender Kaufmann im fernen Westen lebe. John Rudd ist immer noch der Alte, er macht zwar keine Verse mehr, aber wenn er uns hie und da, ein stets willkommener Gast, auf ein Stündchen am Kamin besucht, so wissen unsere Kleinen, daß "Onkel John" stets etwas in den unergründlichen Altertaschen für ihre kleinen Ledermäuler mitgebracht hat. Dann sitzen wir beisammen vor dem knisternden Feuer und erzählen von den Lebenden und den Toten.

So, durch Gottes wunderbare Führung, blieb ich in meiner alten Heimat, in den Stand gesetzt, denen eine Stütze zu sein, die einst mir beigestanden hatten. St. Gurlott ist jetzt ein von glücklichen Menschen bewohnter, aufblühender Ort, mein liebes Weib wird vergöttert von den braven, schlichten Leuten, und ich, im Vollgenieß irdischen Glückes, bin heute der Herr, wo ich einst als letzter Diener eingezogen — der Herr der Mine von St. Gurlott.

Die Schützenfeste unserer Vorfahren.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Ernst Jedersack.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Unter den mancherlei Urkunden, die uns aus der Zeit des Mittelalters überliefert sind und Aufschluß über den Ursprung der heutzutage so allgemein beliebten und gefeierten Schützenfeste geben, wird diejenige wohl die älteste sein, welche uns von Herzog Boleslaus dem Streitbaren von Schmeidnig berichtet, daß er zu einer Bürgerlust und Kriegsbau das Armbrustschießen nach dem Vogel auf einer Stangen in Schießen bekannt gemacht und zum erstenmale anno 1286 zu Schmeidnig dasselbe angeordnet, welches hernach auch bei anderen Städten angefangen worden. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts, seitdem Winrich von Kniprode, der neunzehnte Hochmeister in Preußen, verordnet hatte, daß in allen Städten Schießbäume zu errichten seien, und nach dem Vogel um ein Kleinod geschossen werden sollte, verbreiteten sich diese bürgerlichen Waffenfeste in immer weitere Kreise; um 1400 schon sind sie gang und gäbe und zu Ende dieses Jahrhunderts haben sie ihre Blütezeit erreicht.

Von vornherein trugen dieselben den Charakter des Volksfestes und von vornherein verlegte man sie in die Zeit des Frühlings, Mai- oder Pfingstfestes, das ehemals von alters her in allen deutschen Städten gefeiert wurde, ursprünglich, indem man den endlichen Sieg des Sommers über den Winter — die uralte Grundidee dieser Festzeit — durch Scheinkämpfe verfinstlichte. Ein neues Leben zog mit der Entstehung der sich im 14. Jahrhundert allort bildenden Schützengilden in die altüberlieferten Mai- und Pfingstfeste ein, und wie jene alsbald das Hauptinteresse der Festteilnehmer auf sich zogen, so bildete der Schuß nach dem Vogel und die Bekrönung des besten Schützen alsbald den Mittelpunkt aller „unter dem grünen Maien“ erhofften Festesfreude.

Schon damals pflegte man durch ein besonderes Ausschreiben die Schützengilden benachbarter und fernerer Städte zu einem Festhüben einzuladen und die Zahl der beteiligten Städte war oft genau, zumal in reichen Gegenden, eine recht bedeutende. So waren 1573 in Jülich neununddreißig Ortschaften vertreten, 1576 in Straßburg siebenzig, 1586 in Regensburg fünfundsiebzig fremde Städte, in Halle im Jahr 1601 fünfzig Vereine. In möglichst reicher Kleidung und unter Festgepränge aller Art wurde der Markt nach dem Schützenplatz angetreten. An Fahnen und Bannern insbesondere herrschte schon in früherer Zeit kein Mangel. Die meisten derselben trugen den Pfeilgespißten, an den Baum gebundenen heiligen Sebastian im Bilde, welcher Märtyrer schon von den ersten deutschen Schützengilden zu ihrem Schutzpatron ausgerufen wurde. Wie die Legende berichtet, war derselbe Oberster der Leibwache des römischen Kaisers Diocletian gewesen und hatte sich heimlich dem geachteten Christentum zugewandt, was zur Folge hatte, daß der grausame Christenverfolger ihn zum schrecklichsten Tode verurteilte: nach an einen Baum gebunden, diente er den Vögelschützen zum Ziele. Als hunderte von Pfeilen, die in keinem Leibe haften, ihn nicht zu töten vermögen, bindet man ihn los, und siehe da, wie Federn zieht Sebastian sämtliche Pfeile aus seinem Körper, die Wunden schließen sich und jede Spur der grauenhaften Mißhandlung ist verschwunden. Das alles vermag den verstorbenen Helden jedoch nicht milde zu stimmen; mit Reulen läßt der Wüterich vielmehr seinen ehemaligen Liebling totschlagen. Die Kirche verleiht ihm unter die Heiligen und Jahrhunderte später wählten die Schützengilden den soldatischen Märtyrer zu ihrem Schutzpatron.

Sobald nun sämtliche Schützen auf dem Festplatz versammelt waren, wurde von ihnen allen die oberste Behörde des Schützenplatzes aus den angesehensten Männern der Stadt und der Gasse gewählt. Man wählte je nach der Anzahl der anwesenden Schützen entweder sieben, die „Eichen“, oder neun, die „Neuner“. Diese hatten mit Eröffnung des Schießens die Schützenordnung zu handhaben, die von jedem Schützen zu machende Einlage zu verwalten, die Folgen und Waffen zu prüfen und zu zeichnen, sowie Streit und Zwist zu schlichten. Eine besondere Rolle spielten außerdem die Prüßknechte bei jedem Schießen. Sie waren die Ausrufer

und Polizisten, die Stegreifdichter und Lustigmacher des Festes in einer Person und hatten — nach ihrem Werkzeuge benannt, einem vielmal gespaltenen Kolben oder Schwerte von Holz oder Messing — die Zucht- und Strafgewalt „in Händen“, die sich vornehmlich der Ueberhebung einzelner Schützen, aber auch dem Borden der Zuschauer gegenüber heftig „Mithschend“ geltend machte, wie diese Pritschenmeister es denn recht eigentlich waren, die für die fröhliche Laune des Festes zu sorgen hatten.

Aus sämtlichen anwesenden Schützen wurden, nach Wahl der Ziehbener oder Reuner, hohann gleich große Kotten gebildet, Abteilungen oder Viertel, auch Fahnen genannt, und das Los bestimmte, in welcher Reihenfolge diese einzelnen „Fahnen“ auf der eigentlichen Schießstätte zu erscheinen hatten. Sobald jeder Schütze aller dieser Fahnen einmal geschossen hatte, war ein der sogenannten „Reunen“ erzielt. Mit der Armbrust zum mindesten durfte jeder Schütze in ein Kotten nur einmal schießen, während mit der Feuerwaffe nach Vereinbarung nicht selten auch mehrere Schüsse hinter einander von je einem Schützen abgegeben wurden. Die Gesamtzahl der „Reunen“ ergab sich aus der Anzahl der Schüsse, die jeder Schütze überhaupt zu leisten hatte, und diese belief sich auf fünfzehn bis vierundzwanzig, später bis dreißig, ja ausnahmsweise bis vierzig Schüsse. Der beste Schuß jedes Reunens, oft auch schon jeder Fahne, hieß der „Zweckschuß“ und schon diese wurden mit Preisen belohnt. Die Hauptpreise jedoch erhielten diejenigen Schützen, welchen am Ende des Schießens überhaupt die meisten Zurschießschüsse auf der Scheibe zurechnungsgemäß wurden. „Ritterschüsse“ oder „Ritterpreise“ hießen kleinere Geldbeträge, um welche diejenigen Schützen unter einander mit je zwei bis sechs Schüssen vor Ende des Hauptschießens kämpfen durften, denen bisher kein Gewinn zu teil geworden war. Daß auch ehedem der Schützenbolld in Gestalt seltsamer „Zufälle“ schon die Hand im Spiele hatte, geht übrigens aus dem Bericht eines in Augsburg 1444 abgehaltenen Schützenfestes hervor, wo ein Bauer „das Beste“ gewann, obgleich er „vormals aus keiner Armbrust geschossen und hieß der Bauer der Dapphan und war auch allein und für sich selbst“, was letzteres so viel sagen soll, daß sein „Sammler“ und sonstige gefällige Geister, an denen die gute alte Zeit ja so reich war, mit dem Bauern im Bunde gestanden.

Der einfache Handbogen mit Pfeil, wie ihn vor Jahrhunderten schon die alten Völker und heute noch die Wilden handhaben, war diejenige Waffe, welche auf den frühesten Schützenfesten Verwendung fand; wenigstens dieses älteste Schießwerkzeug fand auch das ganze Mittelalter hindurch erhielt und zum Beispiel noch auf dem von Kaiser Max 1518 in Augsburg veranstalteten Schießen, zu dem derselbe ein Stück Damast als Preis spendete zur Geltung kam, wie andererseits Handbogen und Pfeil in England sogar noch 1627 militärische Verwendung fanden und ein derartiges Vogenschießen daselbst noch heute zu den Lieblingsvergnügungen der höheren Stände und beider Geschlechter gehört, so kam doch auf den deutschen Schützenfesten schon vor 1400 die trefflichere Armbrust mit Stahlbogen und Bolzen mehr und mehr auf. Dieser Stahlbogen gab die Veranlassung, daß man ein Schießen mit der Armbrust ein „Stahlschießen“ und die Armbrustschützen selbst „Stahlschützen“ oder, da sie Panzerhemden und Fiedelhäuben zu tragen pflegten, auch „Rüstungsschützen“ nannte.

Mit der Armbrust ungefähr zugleich tauchten auf den deutschen Schützenfesten die Feuerrohre auf, wie denn zum Beispiel in Augsburg seit 1430 „die Bürger nach altem Brauche des Stahlschießens auch mit kleinen Faustbüchsen öffentlich mit bleiernen Kugeln zur Uebung nach dem Ziele schossen“, trotzdem gleich beim erstenmale einer der müßigen Zuschauer „mit einer solchen Kugel zu einer bösen Anziehung getroffen und erschossen“ wurde. Bemerkenswerterweise galt noch lange, nachdem die Armbrust durch die Feuerwaffe im Kriege und auf der Jagd verdrängt worden war, bei den Freischießen die Armbrust als die vornehmere Waffe, welche — wenn beide Waffen zugelassen waren — den Anfang machte und fast stets auch die besseren Preise erhielt, wie zum Beispiel auf dem Schießen in Leipzig 1498, wo der erste Preis für die Armbrust 100 Gulden, der für die Feuerwaffe nur 50 Gulden betrug, wie in Augsburg, wo beim Armbrustschießen 1567 der erste Preis 100 Gulden, beim Büchschenschießen im folgenden Jahre derselbe nur 40 Gulden betrug. Bei alledem scheinen die Armbrust- und Büchschenschießen sich gut mit einander vertrugen zu haben, ja nicht selten bildeten sie ein und dieselbe Gesellschaft, wie in Leipzig, dessen Schützenverband im Jahre 1565 nicht weniger als 1796 Büchschenschießen umfaßte, die sich freilich 1580 von ihren Kameraden von der Armbrust förmlich absonderten und eine besondere Gesellschaft gründeten.

Kri. Schütze, mochte er die Armbrust oder die Feuerwaffe führen, durfte ehemals das Gewehr auflegen beim Schießen, nicht einmal den Kolben an die Achsel anlehnen; er mußte vielmehr „mit freien, schwebenden Armen“ schießen. Den Armbrustschützen war sogar bis ins 15. Jahrhundert vorgegeschrieben, frei sitzend auf einem Stuhl ohne Lehne zu schießen. Besonders charakteristisch heißt es in dem Ausschreiben der Weiminger 1579: „Es soll auch ein jeder Handbüchschenschießer oder Schießgesell aufrecht, mit freien, schwebenden Armen, abgetrennten Wamsärmeln, ohne Riemen, Schnüre, Rauchspannen, und vorn auf der Büchse ein schlichtes rundes Abhehen (Korn), und daß die Büchse hinten die Achsel nicht berühre, noch auf einen Schuß zwei, und keine gesiederte, auch keine geschwenzte Kugel schießen. Es werden auch keine traurige oder gleich gereifte, gewundene, höhlartige Rohr zugelassen.“

Das Ziel bestand entweder in dem Vogel auf der Stange, besonders bei den Königschützen, oder in der (häufigeren) Scheibe. Wie viele andere Ausdrücke, die auf den Schützenfesten ihre Entstehung fanden, zum Beispiel: „im Stande (das heißt Schützenstand) sein“, „sein Abschießen auf etwas richten“, „Zweck“, „Sau“ für Glück und so weiter, so erhielt sich bis heute die Redensart: „den Vogel abschießen“.

Die Entfernungen, auf welche man ehedem schoß, die „Distancen“, waren in Anbetracht der doch noch sehr unvollkommenen Waffen recht beträchtliche, beim Armbrustschießen nämlich hundert- und zwanzig bis hundertundvierzig Schritte, beim Büchschenschießen bis zu dreihundert Schritten, „und solche Schritte“ — hieß es gewöhnlich im Ausschreiben, zum Beispiel in demjenigen von Nürnberg 1458 — „wird thun einer aus der weitesten Stadt mit einem hier zu Nürnberg“, oder „und dieselben Schritte werden gemessen von einem der entferntesten und einem der nächsten Stadt, die zu diesem Schützenfest kommen“, wie es in der Einladung der Züricher vom Jahr 1472 heißt. Dabei pflegte derjenige, welcher aus der „weitesten Stadt“ kam, einen besonderen Preis — in Nürnberg 1458 zum Beispiel einen goldenen Ring — zu erhalten.

Und welche Entfernungen damals für außerordentlich weit galten, geht daraus hervor, daß die Augsburger 1509 im Tone des Staunens berichten: „Unter denselben Schützen ist einer, Ulrich Aichaver genannt, gar von Ofen, der Hauptstadt in Ungarn, allher kommen.“ Oft auch wurde die Distanz in Fuß, Weichschuß oder Ellen angegeben, so beim Büchschenschießen in Basel 1605 acht- und fünfzig Weichschuß, in Weimingen 1579 sechs- und fünfzig und sechs- und fünfzig gemeine Schube, in Hof 1540 vier- und fünfzig Ellen, in diesen Fällen wurde im Ausschreiben das geltende Maß durch eine Linie genau bezeichnet, wie denn auch auf angeklebten Pergamentstücken durch ein rundes Loch die geistliche Dide der beim Armbrustschießen zur Verwendung zugelassenen Bolzen dem Einladungschriftchen beigelegt zu werden pflegte.

Die Gewinne oder, wie es damals auch hieß, die „Abenteuer“, welche stets den Hauptziehungspunkt bildeten, bestanden entweder in Geldgaben von sehr verschiedener Höhe oder in wertvollen Sachen aller Art, bald in einem stattlichen, mit rotem Gewande verdeckten Kofse als erstem Preis, wie zum Beispiel in Nürnberg 1433 und Ulm 1448, bald in einem prächtigen Rindvieh, wie zum Beispiel 1425 in Augsburg und 1560 in Stuttgart, das „schön bekleidet und firt in lauter Seiden“ war — das Rindvieh nämlich — und von Trompetern, die stetig vor ihm herbliesen, geleitet, mit großen Ehren ringsum wohl auf der Zielstatt rumb“ geführt wurde, — bald in goldenen Ringen oder silbernen Bechern, wie zum Beispiel in Augsburg 1440, wo der erste Becherpreis auf 101 Gulden, — für damalige Zeit eine sehr bedeutende Summe — der dritte auf 12 Gulden geschätzt wurden. Bei den Schweizern bestand der beliebteste Preis sonderbarerweise in Stoff zu einem Paar Hosen. Die Geldgewinne wurden meistens in kleinen Beuteln, die an den Zipfeln kleinerer Fahnen hingen, mit diesen zugleich überreicht. So wurden in Augsburg bei dem Stahlschießen vom Jahre 1467 außer den drei ersten Preisen sechzig kleine Fahnen mit „angehängtem Gelde“ verliehen, welche „von stattlicher Leute jungen Knaben“ getragen wurden; so gab es bei dem Büchschenschießen zu Hof 1540 drei- und dreißig „Abenteuer“ und zu jedem eine braunseidene Fahne, „daraus das Gewinnet verzeichnet gewesen“; und in Stuttgart hatte man gar 1560 zum Schießen während des „Vollschiesens“ zwei- und neunzig Gewinnfahnen gestiftet, von denen zur ersten 100 ungarische Dukaten, zur letzten, der sogenannten „Pritschensfahne“, 1 Gulden 40 Kreuzer gehörten. Der Rat von Nürnberg hatte zum Stahlschießen des Jahres 1579 gar 100 Goldgulden eigens prägen lassen, auf deren einer Seite das Stadtwappen, auf deren anderer außer der Jahreszahl ein Sprüchelchen stand, das also lautete: „Auf dem Schießen in diesem Jahr Solcher Stüd hundert das Beste war.“ Dieses „Beste“, den ersten Preis, gewann ein Bogner und Birt zu Augsburg Namens Stephan Kiehl. Viele wohlgeputzte Knaben mit silbernen Ketten angehangen waren bei dieser Gelegenheit aufgebeten, um die Gaben zur Preisverteilung auf die Hallerwiese zu tragen. Als Hauptmann dieser zierlichen Knaben, die alle kleine Fahnen trugen, an denen kleine Beutel mit Goldgulden hingen, fungierte ein ritterlicher, ungeheuer starker Mann, der Ochs genannt, „dessen gleiche Länge und Dide zur selben Zeit in Nürnberg nicht war“. Trompeter, die bliesen schon und tapfer“, erfüllten den Zug, der nach der Preisverteilung, um die gekörnten Schützen vermehrt, von denen jeder die Fahne trug, die er gewonnen, unter dem Jubel des Volkes in die Stadt zurückkehrte.

Eine ganz besondere Bewandnis hatte es nach altem Herkommen mit dem letzten Gewinn, der nach jenen schon erwähnten Pritschensfahnen, die an ihm ihrer tollsten Laune freien Lauf ließen, der „Pritschenschuß“ hieß. Nach Altväterstte bestand dieser letzte Preis in einer Sau mit Ferkeln, und die „Sau“ oder das „Schwein“ zu haben, war damals ein etwas bedenkliches Glück; denn der Pritschenschuß hatte, wie es die Sitte und Ueberlieferung wollte, dem Gewinner sein Glück vorzuzahlen, — wie es so seinem Zweifel unterliege, daß er nun bald von hundert dieser fröhlichen Tierlein werde untreif werden u. s. w., welche lang ausgepönnene Rede von dem ausgelassenen Volk jubelnd aufgenommen wurde, nur freilich von dem nicht, welchem sie eben galt. Die derbsten Spottreden wurden jedoch denjenigen Schützen zu teil, die überhaupt gar nichts getroffen hatten. Die „alten Wige“ der Pritschenschuß, die hundertmal belacht waren, von dem pöhlischen Krampf in den Armen zum Beispiel, der den unglücklichen Schützen befiel, von dem Windstoß, der plötzlich in die Büchse gefahren, als man abdrückte, von der Fruchtigkeit der Luft, die das Pulver verdröbte, solche und andere Spottreden verlagten auch die fernerer Male ihre Wirkung auf die Menge niemals. Demjenigen, der „ins Weite“ oder nach heutigem Sprachgebrauch „ins Blaue“ geschossen hatte, mußte der Pritschenschuß auf hölzernen Teller ein Stück Schwarzbrot mit einem Quark nebst einem Glase Braubier überreichen, dazu aber außerdem eine Leinwandfahne und einen grauen Schachtel mit brennendem Grubenlicht, womit natürlich nicht sehr stark angedeutet sein sollte, daß dem Schützen freistünde, seinen verlorenen Bolzen, der irgendwo bei verfehltem Ziel in die Erde gefahren, weiter „zu Tage“ zu „fördern“. Diese Anerkennung des Pritschenschußes war eine Karikatur auf die Belohnung, welche demjenigen zu teil wurde, der nach jedem Umschießen oder „Reunen“ den „Zweckschuß“ gethan hatte. Einem solchen Schützen wurde — wie zum Beispiel auf dem Schießen zu Freiburg 1572 — auf Veranlassung des Stadtrates durch die „Ziehbener“ unter Vortritt der Stadtpfeifer ein zinnerner Teller mit einer Semmel und Bratwurst nebst einem Glase guten Weins überreicht und dazu eine schöne mit Silber und Gold ausgehäute Kappe und eine prächtige seidene Fahne.

Wenn nun auch die Schützenfeste ursprünglich nichts weiter als eine per Haupt- „Fröhlichkeit“ des aus dem germanischen Heidentum stammenden Waisfestes waren, so nahmen sie doch alsbald — gleichviel, ob von Rat und Bürgerchaft einer Stadt ein besonderes festliches Schießen im Frühjahr, Sommer oder gar im Herbst angeordnet wurde — ganz allgemein den Charakter von Volksfesten an, so daß die eigentliche Schießstätte seit jeher von einem bunten und regen Jahrmarktstreiben umwohrt war, in dem damals wie heute Wettspiele aller Art anzutreffen waren und damals wie heute „föhrende Spielleute“, Gaufler und Seiltänzer, Akrobaten und Tierbändiger, Schwindler und Marktstrolche, sogar auch schon die Vorläufer unserer Lotterien, die sogenannten Glückshäfen oder Glückstöpfe.

Mit der Beschreibung eines derzeitigen Schützenfestes, wie sie ein alter Autor uns überliefert hat, dürfte diese Skizze des passendsten Abhluß finden. Im Jahr 1470, heißt es, „hatte der Rat zu Augsburg ein sehr stattlich Stahlschießen angestellt und an

vierzig Orten Ladtschreiben ausgeschickt, also daß um unser Patrons St. Ulrichstags ohne die, so nicht schossen, sondern allein Kurzweil und Gesellschaft halber dabei waren, vier- und fünfzig Schützen zusammenkommen, unter welchen zwei Fürsten von Bayern, Otto Fürst von Heneberg, drei Grafen von Montfort und einer von Oettingen, vier Ritter und sehr viel vom Adel gewesen, und der vom weitesten alher kommen, war ein Bürger von Strigau in Ungarn und aber ein geborener Deutscher. Es wurden vierzig Gewinner aufgeworfen, darunter das beste ein silberner Becher, 101 Gulden wert, Urban Schweiger von Dünstlpuhl mit zwölf Freischüssen gewonnen, also daß er mit keinem stechen dürften. Desgleichen wurden auch allerlei kurzweilige Spiel und Kämpfe um gewisse Gaben angesetzt, unter welchen Christoph, Herzog zu Bayern, das beste mit laufen und springen, und Wilhelm Baumried, ein Ritter, mit dem Stein, das ist, daß man einen großen Stein mit einem Arm in die Weite geworfen, das Gewinnet erhalten; und dann hatte man auch um 45 Gulden zu rennen, welche Wolfgangs Herzogs zu Bayern Pferd, so den andern weit vorgelassen, gewonnen. Letztlich wurde ein Glückshafen von zwei- und zwanzig Gaben aufgesetzt, darin 36,464 Zettel und auf jeden 8 Pfennig eingelegt worden, daraus Augustin Koch von Gmünd das beste, nämlich 40 Gulden, gewonnen, da es auch ohne allen Betrug zugegangen. Alle diese Schützen wurden unter Tags mit einem guten Trunk unter den Zelten und in denen hierzu aufgeschlagenen Küchen auf gemeiner Stadt Unkosten erquidet und lustig gemacht.“ Nebenbei bemerkt, betragen die Kosten dieses Schützenfestes, welche der Stadtkasse freilich durch das Beleggeld der fremden Schützen ersetzt worden sein sollen, 2208 Gulden, eine Summe, die in rechtem Maße erscheint, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in dem schon früh sehr reichen Augsburg vor dem Jahre 1500 für einen reichen Mann galt, wer 200—300 Gulden jährliche Einkünfte hatte.

Tausende und abertausende Mitglieder deutscher Schützengilden ringen und wetten heute wie damals um den Preis der Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit in der Führung ihrer Waffe und belustigen sich auf den alljährlich zahlreich stattfindenden Schützenfesten. Die Begünstigung, welche Schießfeste, besonders in der Zeit ihrer Entwicklung von Seiten der Obrigkeit und Behörden überall fanden, so daß fast jedes Städtchen sehr bald seinen eigenen Schützenhof besaß, hatte aber auch eine sehr ernste Seite; denn auf der Tüchtigkeit der Schützengilden beruhte in erster Linie die bürgerliche Wehrfähigkeit, und diese wurde, wie hinlänglich bekannt, in den damaligen unruhigen Zeiten nur zu oft stark in Anspruch genommen.

Die Ereignisse in Bayern.

(Portrait S. 580 und Bilder S. 577 u. 585.)

Die schrecklichen Ereignisse während der Pfingstwoche in Bayern haben die ganze zivilisierte Welt in Aufregung und tiefe Trauer versetzt. Da mußte einer der genialsten und begabtesten Menschen auf dem Thron für irdisch erklärt und unter Vormundschaft gestellt werden, und kaum war dies der Welt verkündet, durchlief die Trauerkunde Stadt und Land, daß dieser unglückliche Monarch sich am Pfingstsonntag, den 13. Juni, das Leben in den Fluten des Starnbergersees bei dem Schloß Berg genommen und den Tod seines Arztes, eines der hervorragendsten Irrenärzte, Dr. v. Gudden, hierbei mit veranlaßt habe. Die Vorgänge sind allbekannt geworden. Wie es dabei zugegangen, wird in seinen Einzelheiten mit dem Schleier des Geheimnisses für ewige Zeiten verdeckt bleiben. Den Anzeichen nach ging der Monarch zuerst in das Wasser und ertränkte den ihm nachfolgenden Arzt, worauf er selbst, ein vorzüglicher Schwimmer, mit eigener Konsequenz in dem nicht tiefen Wasser den Tod suchte und fand.

In unseren Illustrationen, welche das Portrait des Königs aus seinen letzten Jahren, ferner Schloß Hohenjohannsgau, den Lieblingsaufenthalt des Monarchen, wo die seltsame Verschwendung des Königs und die Gefangennahme der Kommission der Regentenschaftskündigung stattfanden, unseren Lesern vorführen, geben wir auch eine Ansicht des Schloßes Berg mit dem Punkt am See, wo sich das schauerliche Trauerpiel innerhalb weniger Minuten abspielte. Die ganze Katastrophe muß völlig lautlos vor sich gegangen sein, denn ganz in der Nähe patrouillierende Gendarmen hörten nicht das geringste davon — Vajswert verberg ihnen die Aussicht auf den See. Nachdem der König schließlich ganz ruhig Hohenjohannsgau in Begleitung Dr. v. Guddens verlassen, machte er gegen Abend einen zweiten Spaziergang in den Park des Schloßes Berg, gefolgt von Dr. v. Gudden, und muß um 7 Uhr in das Wasser gegangen sein, um 8 Uhr wurde er samt dem ihm folgenden Arzt vermist, um 11 Uhr nachts wurden die Leichen beider etwa fünfzig Schritt vom Ufer entfernt im Wasser gefunden; der König ohne Kopf, in Hemdsärmeln, nahe bei ihm die Leiche Dr. v. Guddens. Spuren auf dem Grunde des Sees und Verletzungen im Gesicht des Arztes wiesen auf einen harten Kampf hin.

Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, König von Bayern, seines Namens der zweite, ward als der älteste Sohn des damaligen Kronprinzen und nachmaligen Königs Max II. Joseph (geboren 28. November 1811, gestorben 10. März 1864) und der Prinzessin und nachmaligen Königin Marie (Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geboren 15. Oktober 1825) in Rumpfenburg am 25. August 1845 geboren. Unter den Augen seiner Eltern mit der innigsten Liebe und größten Sorgfalt erzogen, erwuchs Prinz Ludwig (seit 19. März 1848, wo König Ludwig I. abdante, Kronprinz von Bayern) zu einem bildschönen Jüngling, der zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigte. Vom Vater hatte er die geistige Anregungsfähigkeit und Gewandtheit und die innige Freude an Kunst und Wissenschaft, den regen Bildungsdrang und den freien Blick, von der Mutter die gewinnende Herzengüte und Selbstlosigkeit geerbt, welche sich schon frühe bei ihm kundgaben. Von den besten Lehrern unterrichtet und von einem beinahe unerschöpflichen Wissensdurste befeuert, erwuchs sich Prinz Ludwig schon frühe eine für sein Alter ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, namentlich in der politischen und Kunstgeschichte, und eine große Belesenheit. Noch nicht neunzehn Jahre alt und eben im Begriff, eine Univerfität zu besuchen und Staatswissenschaften zu studieren, sah er sich durch den unerwartet schnellen Tod seines edlen Vaters am 10. März 1864 zur Regierung berufen.

Die seltene Schönheit, die gewinnende Freundlichkeit und Zerkeltheit seines Wesens sicherten ihm gleich bei seinem Regierungs-



König Ludwig II. von Bayern. (S. 579.)



1. Winterwohnung der Hütten. — 2. Auf der Bergmaße. — 3. Das Nachtlager im waldigen Thale. — 4. Bei der Kreuz (Kreuz). — 5. Zur Bergmaße. — 6. Mitternacht Sonntagabend auf der Höhe. — 7. Zur Sonntagabend im Thale.

Bergmähder in Tirol. Nach Skizzen von H. Götting. (Z. 583.)

antritt die allgemeinste Verehrung und das liebevollste Vertrauen, zumal er die erprobten Ratgeber seines Vaters beiseite ließ und seinerlei Aenderung in der politischen Stellung Bayerns, wie in den Beziehungen eintreten ließ, in welchen sein Vater zu einer Reihe hervorragender, von ihm nach München gezogenen Männer aus gelehrten Kreisen gestanden war. Obwohl er sich von den Staatsgeschäften niemals sonderlich angezogen fühlte und sich niemals mehr mit denselben abgab, als er unumgänglich mußte, so regierte er doch streng konstitutionell beinahe bis an sein Ende; ganz dem Beispiele seines verstorbenen Vaters folgend, bemühte er sich stets, der aufrichtige, wohlwollende Regent zu sein, welcher es mit dem Wohl seiner Unterthanen und mit der Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte seines Volkes ernstlich meinte. Ganz in gleicher Weise förderte auch König Ludwig II. die geistigen Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, pflegte die historischen Studien und brachte den Schöpfungen seines Vaters das lebhafteste persönliche Interesse entgegen.

Die zärtlich um den Sohn besorgte Mutter veranlaßte den jungen König 1867, mit der Prinzessin Sophie von Bayern (Tochter des Herzogs Max in Bayern, Schwester der Kaiserin von Oesterreich und nunmehrigen Herzogin von Alençon, geboren 22. Februar 1847) sich zu verloben, allein dies Verlöbniß ward bald darauf wieder gelöst. Dieses Ereignis, dessen Ursache bis heute noch nicht genau ermittelt ist, scheint einen bleibenden düstern Schatten über das Gemüt des Königs geworfen zu haben, denn er wurde von da an noch menschenleider, entzog sich dem Hofleben und der Öffentlichkeit, hielt sich nur noch selten mehr in München auf und lebte meist auf Schloß Berg, im Sommer auf Hohen Schwangau und dem Linderhofe und durchstreifte zu Pferde oder zu Wagen die herrlichen Vorberge der Alpen und die selbst. Er litt neben diesem unverkennbar krankhaften Gang zur Einsamkeit und dieser Menschenleiden noch an einer hochgradigen Nervosität und inneren Unruhe, an zeitweiliger Schlaflosigkeit, welches zusammen ihn zu anstrengenden nächtlichen Wachen, auf denen ihn nur ein Narkosemittel begleiten durfte und die sich oft auf eine Entfernung von sechs bis acht Meilen ausdehnten, veranlaßte und dazu bestimmte, daß er zuweilen monatelang die Nacht zum Tage machte und erst mit Tagesanbruch schlafen ging, was seine geistige Gesundheit noch mehr schädigte. Mehr und mehr vereinsamend und sich in sich selbst zurückziehend, begann er sich in eine selbst geschaffene phantastische Welt hineinzuleben, welche ihn dem wirklichen Leben stets weiter entfremdete und in welchem er sich auch dem lieblichen Einflusse seiner Mutter mehr und mehr entzog und sich allmählich einer Bauernleidenschaft hingab, die den Ruin seiner Finanzen herbeiführte, wozu letzterer Umstand auch wohl nicht wenig dazu beigetragen haben mochte, den König reizbarer und düsterner zu machen.

König Ludwig war von Natur aus ein edler, reiner, hochbegabter Mensch, eine ideale Natur, ehrlich, treu, offen, leuchtend und sittenstreng. Daß er später einen solch hochgradigen Stolz, eine solch hohe Meinung von seiner Königswürde und eine solche Eifersucht auf seine Souveränität an den Tag legte, davon waren nur die Schmeichler und Intriganten schuldig, welche den König an sich selbst irre machten. Das befestigte ihn in seiner Menschlichkeit, das raubte ihm den Glauben an die Menschheit, das Vertrauen in dieselbe, das trieb ihn in die Einsamkeit, in die Zurückgezogenheit auf sich selbst. Wie konnte er sich aber über seine eigenen persönlichen Empfindungen erheben, wenn es hohe, allgemeine Ziele galt! Man kann es ihm nicht hoch genug anrechnen, daß er trotz seiner Mißstimmung gegen Preußen infolge der Ereignisse von 1866 dennoch im Juli 1870, trotz aller Verlockungen zur Neutralität von Seiten Napoleons III. und trotz aller Versprechungen desselben, dem Rufe seines einzigen Vertrauten und dem Zuge seines Herzens folgte und erklärte, daß er und sein Volk sich nicht von der Sache des übrigen Deutschlands trennen werden!

König Ludwig erreichte das Alter von einundvierzig Jahren noch zweimonatlicher Regierung. Das Andenken an die hohen Geistesgaben, das edle Streben, die nur Ideale jugendliche Natur des Königs werden im deutschen Volke nicht verlöschen und die Person des unglücklichen Herrschers für alle Zeiten mit dem Zauberhaine düsterer Poesie umflossen sein. Die Königswürde als Monarch Bayerns geht an den jüngeren Bruder des verstorbenen Ludwig, Prinz Otto, über. Da dieser jedoch gleichfalls geisteskrank ist, so tritt Prinz Luitpold von Bayern, der Enkel, als Reichsverweser an der Spitze eines Regentensrates ein. Näheres über diesen Prinzen werden wir im nächsten Heft der „Illustrierten Welt“ unseren Lesern mitteilen.

Post- und Telegraphenverkehr auf deutschen Bergen.

Auf den besuchten Höhen und Aussichtspunkten der nord- und mitteldeutschen Gebirge sind seit einigen Jahren zweckentsprechend eingerichtete Post- und Telegraphenanstalten errichtet. Die Betriebsdauer der bezüglichen Postanstalten, welche von der auf den nach benannten Bergeshöhen herrschenden Temperatur abhängig ist, gestaltet sich höchst verschieden. Ausweislich der jüngsten Jahresstatistik der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung waren während des Jahres 1884 Bergpostanstalten im Betriebe: 1) Auf der Schneefuppe im Riesengebirge (1605 Meter) 123 Tage; 2) auf dem Brocken im Harz (1141 Meter) 134 Tage; 3) auf dem Ravensberg im Harz 139 Tage; 4) auf dem Injelsberg im Thüringerwalde (914 Meter) 139 Tage; 5) auf der Postei in der höchsten Schweiz 153 Tage; 6) auf dem großen Feldberg im Taunus (881 Meter) 167 Tage; 7) auf dem Niederwald, südwestliches Taunusplateau (331 Meter) 167 Tage; 8) auf der Wartburg, Thüringerwald, 184 Tage; 9) im alten Heidelberger Schloß 209 Tage; 10) auf der Stubbenlammer, Insel Rügen (Königsstuhl 128 Meter), 92 Tage. Den hervorragenden Verkehr hat dem angeführten amtlichen Bericht zufolge die Schneefuppe aufzuweisen. Derselbe umfaßte während des Sommers 1884 nicht weniger als 41,281 Postsendungen und Telegramme. An diese reihen sich: der Brocken mit 39,183 Stück, die Wartburg mit 29,909 Stück, die Postei mit 21,354 Stück, der Injelsberg mit 16,464 Stück, der Niederwald mit 8447 Stück, die Stubbenlammer mit 5449 Stück, der Ravensberg mit 4564 Stück, das Heidelberger Schloß mit 3583 Stück, der Feldberg mit 1732 Stück, insgesamt 130,685 Stück.

Von einem Geist berührt.

Erzählung
von
Willie Collins.

Autorisierte deutsche Uebersetzung von Max v. Weisenthurn.

VIII.

Frau Zant befand sich allein in einem nur matt erleuchteten Zimmer.

„Ich hoffe, Sie entschuldigen die schlechte Beleuchtung, doch mein Kopf brannte so sehr, als habe das Fieber sich wieder mit aller Gewalt eingestellt. O, gehen Sie nicht fort; nach allem, was ich gelitten, wissen Sie nicht, wie furchtbar das Alleinsein ist!“

Der Ton ihrer Stimme verriet ihm, daß sie geweint habe, und er that sein Möglichstes, die arme Dame zu beruhigen, indem er ihr den Schlüssel mitteilte, welchen er gezogen, nachdem er das Manuskript gelesen. Das glückliche Resultat seines Ausspruches zeigte sich sofort: ihr Antlitz klärte sich auf, ihr Wesen verriet eine gewisse Lebhaftigkeit; sie sehnte sich darnach, mehr zu vernehmen.

„Und habe ich noch irgend einen andern Eindruck auf Sie hervorgeufen?“ fragte sie.

Er verstand ihre Anspielung sofort.

Aufrichtige Hochachtung für ihre Uebersetzung an den Tag legend, erklärte er ihr offen, daß er nicht bereit sei, mehr zu sagen. Dankbar für den Ton, in welchem er ihr geantwortet hatte, war sie klug und zartfühlend genug, auf ein anderes Thema überzugehen.

„Ich muß von meinem Schwager mit Ihnen sprechen; er hat mir von Ihrem Besuche Mitteilung gemacht, und ich bin neugierig, zu wissen, was Sie von ihm denken. Mögen Sie Herrn John Zant gerne leiden?“

Herr Rayburn zögerte.

Ein sorgenvoller Ausdruck prägte sich alsbald in den Zügen der Frau aus.

„Wenn Sie ihm so freundlich gesinnt wären, wie er Ihnen,“ sprach sie mit mattem Lächeln, „so würde ich wahrscheinlich leichteren Herzens nach Saint Anna gegangen sein.“

Herr Rayburn gedachte der überirdischen Erscheinung, welcher sie in ihrem Manuskript Erwähnung gethan. „Sie glauben an jene furchtbare Warnung,“ sprach er in ernstem Ton, „und gehen trotzdem in Ihres Schwagers Haus?“

„Ich glaube,“ entgegnete sie, „an den Geist des Mannes, welcher mich während seiner irdischen Laufbahn liebte; ich stehe unter seinem Schutz, was brauche ich also anderes zu thun, als alle Furcht zu beseitigen und in gläubiger Geduld zu warten? Es hätte meinen Entschluß vielleicht erleichtert, wenn ich einen Freund in der Nähe gehabt, der mich ermutigt.“ Sie hielt inne und lächelte traurig. „Aber,“ fuhr sie fort, „ich darf nicht vergessen, daß Ihre Art, die Dinge aufzufassen, nicht die meine ist, ich hätte Ihnen auch sagen sollen, daß Herr John Zant ganz unnötige Angst hegt, wegen meiner Gesundheit; er behauptet, mich nicht aus den Augen lassen zu wollen, bis er in dieser Hinsicht beruhigt ist, und ein Verjud, seine Ansicht zu ändern, wäre vollkommen unnütz. Er sagt, meine Nerven seien zerrüttet, und wer mich sieht, zweifelt wohl nicht an seinen Worten; er meint, die einzige Möglichkeit einer Genesung liege für mich in der Luftveränderung und vollständigster Ruhe. Wie soll ich ihm widersprechen? Er erinnert mich daran, daß ich keine anderen Verwandten habe als nur ihn allein, daß kein Haus mir offen steht außer dem seinen, und Gott weiß, daß er recht hat.“

Sie sprach diese letzten Worte mit melancholischer Resignation, welche dem guten Manne wehe that, dessen barmherziger Zweck darin bestand, ihr zu dienen und sie zu trösten. Mit dem Freimut eines alten Freundes sprach er daher lebhaft:

„Ich möchte mehr von Ihnen und Herrn John Zant wissen, als es jetzt der Fall. Mein Motiv ist ein besseres als nur bloße Neugierde. Glauben Sie, daß ich ein wahres, inniges Interesse für Sie empfinde?“

„Ich will es von Herzen gerne glauben.“

Diese Antwort ermutigte ihn, in dem fortzufahren, was er ihr zu sagen hatte. „Als Sie sich von Ihrer Ohnmacht erholten, hat John Zant natürlich Fragen an Sie gestellt?“

„Er fragte, was an einem so ruhigen Orte, wie Kensingtonsgarden es ist, denn geschehen sein könne, um eine Ohnmacht meinerseits zu veranlassen.“

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Geantwortet? Ich konnte ihn kaum anblicken.“

„Sie sagten nichts?“

„Gar nichts, ich weiß nicht, was er von mir gedacht. Vielleicht war er überrascht, vielleicht auch beleidigt.“

„Ist er leicht beleidigt?“

„Nicht daß ich wüßte. Ich habe diese Erfahrung nie an ihm gemacht.“

„Hatten Sie vor Ihrer Krankheit Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen, Erfahrungen zu machen, Schlüsse zu ziehen?“

„Ja. Seit meiner Genesung haben ihn Patienten von London fern gehalten; ich sah ihn nicht, nachdem er diese Wohnung für mich aufgenommen, aber er ist stets rücksichtsvoll, er hat mir mehr denn einmal geschrieben, um mich zu

bitten, ich möge ihn nicht für nachlässig halten, um mir das mitzuteilen, was ich bereits von meinem Gatten weiß: daß er kein unabhängiges Vermögen hat und von dem Leben muß, was er verdient.“

„Waren die Brüder zu Lebzeiten Ihres Gemahls auf gutem Fuß?“

„Ja, immer, die einzige Klage, welche ich je von den Lippen meines Mannes über John Zant vernommen, bestand darin, daß er uns nach unserer Vermählung nicht häufig genug aufsuchte. Stedt irgend eine Schleichheit in ihm, welche wir nie vermuteten? — mag sein, aber ich weiß nichts davon. Ich habe alle Ursache, dem Manne dankbar zu sein, vor welchem doch eine überirdische Macht mich warnt. Sein Benehmen gegen mich war stets tadellos; seinem Einflusse ist es gelungen, mich zu beruhigen, wenn die entsetzlichen Zweifel hinsichtlich des Todes meines Mannes mein Gemüt belasteten.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie zweifeln, ob er eines natürlichen Todes gestorben?“

„Nein, nein! Er starb an Auszehrung; aber die Blässe seines Todes erschreckte die Aerzte. Einer derselben meinte, er könne eine zu große Dosis des Schlaftrunkes, welchen man ihm reichte, aus Irrtum genommen haben. Der andere Arzt erklärte dies für unmöglich und wußte seinen Kollegen zu beschwichtigen, sonst wäre wohl die ganze Sache einer genauen Prüfung unterzogen worden. O, lassen Sie mich nicht weiter von jener Zeit sprechen; reden wir von anderem, sagen Sie mir lieber, wann ich Sie wiedersehen werde.“

„Ich weiß es selbst nicht. Wann verlassen Sie mit Ihrem Schwager London?“

„Morgen.“ Sie blickte Herrn Rayburn mit stehendem Ausdruck der schönen Augen an und sprach schüchtern: „Gehen Sie niemals ins Seebad und nehmen Sie dann nicht Ihr kleines Mädchen mit sich?“

Die Frage, welche sie nur scheu angedeutet hatte, stimmte überein mit dem Gedanken, der soeben in Herrn Rayburns Kopf aufgetaucht.

Beieckt von dem Beurteile, welches er nun einmal gegen John Zant besaß, hatte alles, was sie über ihren Schwager gesagt, ihn nur in dem Glauben befestigt, daß ihr durch jenen Mann Gefahr drohe, und eben weil Rayburn Anstand nahm, sich das Mißtrauen, welches er empfand, offen zu gestehen, wuchs dasselbe von Minute zu Minute. Wenn eine dritte Person bei dem Gespräche zwischen ihm und Frau Zant gegenwärtig gewesen wäre, wenn diese ihm gesagt hätte: „Das Widerstreben jenes Mannes, seine Schwägerin zu besuchen, während deren Gatte lebte, hängt mit einem geheimen Verurtheil von Schuld zusammen; er und er allein kennt die Ursache des plötzlichen Todes jenes Mannes: seine scheinbare Sorge für die Gesundheit seiner Schwägerin ist nur erheuchelt, um sie in sein Haus zu locken;“ wenn, wie gesagt, eine dritte Person in Herrn Rayburns Gegenwart solche Worte gesprochen haben würde, hätte er es als seine Pflicht angesehen, dieselben als ungerechtfertigte Anschuldigungen gegen einen Abwesenden mit Entrüstung von sich zu weisen. Trotzdem hatte er, als er endlich von der armen Frau Abschied nahm, derselben das Versprechen geleistet, Lucie die diesjährigen Ferien im Seebade zubringen zu lassen; ja, er hatte sich nicht entblödet, plötzlich zu finden, das Kind verdiente solche Belohnung, wegen seines tadellosen Benehmens, wegen der Aufmerksamkeit und des Fleißes, welche dasselbe während der Lehrstunden an den Tag lege.

IX.

Drei Tage später langten Vater und Tochter gegen Abend in dem kleinen Badeorte Saint Anna an; Frau Zant hatte ihrer an der Eisenbahn.

Die Freude der armen Frau beim Anblick der beiden drückte sich in einer Weise aus, wie es bei einem Kinde natürlich gewesen wäre.

„O, ich bin so froh, so froh!“ war alles, was sie im ersten Augenblicke zu sagen im Stande; sie drückte zu wiederholtenmalen Lucie ans Herz, bedeckte ihr Antlitz mit heißen Küffen und machte das Kind außerordentlich glücklich durch das Geschenk einer prächtigen Puppe. Dann begleitete Frau Zant ihre Freunde nach den Zimmern, welche sie im Hotel für sie gemietet, und es bot sich ihr Gelegenheit, vertraulich mit Herrn Rayburn zu sprechen, während Lucie auf dem Balkon mit ihrer Puppe spielte und auf die See hinausblühte.

Während des kurzen Aufenthaltes Frau Zants in Saint Anna war die am Morgen erfolgte Abreise ihres Schwagers nach London das einzige Ereignis von Belang. Er war in Gesellschaft für mehrere Stunden weggerufen worden, seine Haushälterin erwartete jedoch, daß er noch im Laufe des Abends zurückkommen werde.

Was sein Benehmen gegen Frau Zant betraf, so war dasselbe genau ebenso aufmerksam wie sonst, ja, er legte eine beinahe übertriebene Zärtlichkeit in seinem ganzen Wesen und in der Art, wie er mit ihr verkehrte, an den Tag. Es gab keine Dienstleistung, welche er ihr nicht freudig angeboten hätte, er behauptete, bereits eine Besserung in ihrer Gesundheit zu entdecken; er wünschte ihr Glück, daß sie endlich den Entschluß gefaßt, in sein Haus zu ziehen, und drückte ihr, wohl zum Zeichen der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, wiederholt die Hand.

„Haben Sie irgend eine Idee, was all das bedeuten soll?“ fragte Frau Zant, vertrauensvoll zu Rayburn emporblickend.

Dieser machte sich so seine eigenen Gedanken, hielt es aber für das Ratsamste, dieselben nicht zu offenbaren. Er stellte nur die Frage, was für eine Person die Wirtschafterin wohl sei.

Frau Zant schüttelte bedeutungsvoll den Kopf.

„Ein höchst seltsames Wesen, das sich eine Menge Freiheiten herausnimmt, so daß ich mich geneigt fühle, zu glauben, sie sei einigermaßen verrückt.“

„Ist sie eine alte Frau?“

„Nein, sie ist in mittleren Jahren. Heute morgen, nachdem ihr Gebieter das Haus verlassen, stellte sie an mich ohne alle Umschweife die Frage, was ich denn eigentlich von meinem Schwager halte. Ich entgegnete ihr so kühl als möglich, daß er sehr gütig gegen mich sei, sie aber hatte durchaus kein Verständnis für die Zurückweisung, welche im Klange meiner Stimme schon lag, sondern fuhr fort. „Glauben Sie, daß er der Mann sei, welcher einer jungen Person gefallen kann?“ Und bei diesen Worten sah sie mich an, als ob sie geneigt wäre, mich für die junge Person zu halten, von der sie redete. Ich erwiderte ihr mit gesteigerter Kälte, daß ich an derlei Dinge nicht denke und auch gar nicht von denselben spreche. Ohne aber auch nur im geringsten entmutigt zu sein, ging sie nun auf eine persönliche Bemerkung über und erklärte mir, daß ich furchtbar schlecht aussehe, ja von einer geradezu erschreckenden Blässe sei. Mir machte es den Eindruck, als ob mein übles Aussehen ihr Freude bereite, ja, als ob ich durch daselbe förmlich in ihrer Achtung steige. Sie forderte mich auf, mit ihr in das Laboratorium ihres Gebieters zu gehen, sie wollte, daß ich ihre Meinung über daselbe abgebe, und ich muß gestehen, daß mir ihr Wesen einen ganz eigenartigen Eindruck machte; sie wollte meine Meinung über das Laboratorium vernehmen. Er vermischte eine Menge Dinge hier in dieser seiner Herenküche; ich meine Pulver und Sachen, welche er kocht und braut; zuweilen explodieren sie auch und machen einen fürchterlichen Lärm, zuweilen zischen sie nur und verbreiten mephitische Dünste. Vermuthlich ist es lauter Gift; kommen Sie und sehen Sie sich den Raum an, ich weiß, wo er den Schlüssel aufbewahrt.“ Natürlich schlug ich ihr Anerbieten aus, doch blieb sie trotzdem ebenso freundlich und vertraut mit mir als vorher. „Wir werden uns mit der Zeit schon besser verstehen“, bemerkte sie, „ich fange an, Sie ganz gut leiden zu können;“ dann entfernte sie sich, ein Liedchen trällernd. Stimmen Sie nicht mit mir überein, halten Sie die Person nicht auch für halbverrückt?“

„Ich finde, daß Sie ganz recht daran thaten, dieselbe nicht nach dem Schauplatz der chemikalischen Experimente ihres Gebieters zu begleiten. Sieht sie darnach aus, als ob sie einst eine hübsche Person gewesen sein könne?“

„Jedenfalls hat sie nicht jene Art von Schönheit, welche ich bewundere.“

Herr Rayburn lächelte. „Ich denke“, sprach er, „daß das seltsame Wesen jener Person sich erklären ließe; sie ist vermutlich eifersüchtig auf jedes jüngere Geschöpf, das in das Haus ihres Gebieters geladen wird, und bis Sie ihr übles Aussehen gewahrte, glaubte sie auch auf Sie eifersüchtig sein zu müssen.“

Kaum verstehend, wie es möglich sei, daß sie für die Haushälterin ein Gegenstand der Eifersucht sein solle, blickte Frau Zant Herrn Rayburn bestrebt an. Ehe sie aber diesem Befremden Worte verleihen konnte, ward sie unterbrochen.

Ein Kellner trat ein und meldete den Besuch eines Herrn, der zu Herrn Rayburn wolle.

Frau Zant erhob sich sofort, um sich zurückzuziehen.

„Wer ist der Herr?“ forschte Rayburn, der Dame bedeutend, sie möge doch bleiben.

Eine Stimme, welche beide erkannten, rief in fröhlichem Tone von draußen herein:

„Ein guter Bekannter aus London!“

X.

„Willkommen in Sanct Anna!“ rief Herr John Zant, „ich wußte, daß Sie erwartet würden, mein bester Herr, und machte einen Versuch, Sie im Hotel aufzufuchen.“ Er wandte sich an seine Schwägerin und küßte ihr mit einer ausgefuchten Galanterie, die Sir Charles Grandisons würdig gewesen wäre, die Hand. „Als ich zu Hause anlangte, meine Teure, und vernahm, daß Du ausgegangen seiest, da erriet ich sofort, daß Dein Zweck nur jener gewesen sein könne, unsern würdigen Freund zu begrüßen. Du hast Dich doch nicht einsam gefühlt während meiner Abwesenheit? Nicht; nun, das ist recht.“ Er blickte gegen den Balkon und bemerkte nun erst Lucie, die am offenen Fenster stand und den lebhaft gesprächigen Fremden mit verwunderten Blicken maß. „Ihre kleine Tochter, Herr Rayburn, ein liebenswürdiges Kind; komm und küß mich, meine Kleine!“

Lucie erwiderte nur ein einziges Wort, aber dieses enthielt eine positive und scharfe Entgegnung, es war das einzige Wörtchen „Nein“.

Herr John Zant trat ans Fenster und lächelte mit herablassender Güte: „Zeig mir Deine Puppe, Du süßes Kind, komm, setz Dich auf meine Kniee.“

Diesmal fand Lucie drei Worte der nicht minder positiven Entgegnung. „Ich will nicht“, lauteten dieselben.

Ihr Vater trat nun hinzu, um über das Benehmen seines Tochterleins den nötigen Tadel auszusprechen; Herr John Zant aber hat in der liebenswürdigsten Weise um

Gnade für die kleine Verbrecherin; abwehrend hob er die Hände empor:

„Lieber Herr Rayburn, Eisen und Feen sind zuweilen etwas schüchtern, und diese kleine Fee ist dem Fremden nicht gleich im Augenblick des ersten Sehens zugänglich. Ein liebes Kind! — nach und nach wird das anders werden. Und bleiben Sie länger in Sanct Anna, können wir hoffen, daß es uns gelingen wird, Sie in unserer bescheidenen Villegiatur längere Zeit zu fesseln?“

Er stellte seine Fragen mit einer natürlichen Ungezwungenheit, an der man eben wegen ihrer allzu großen scheinbaren Nonchalance einen gewissen Zwang kannte, und er blickte dabei Herrn Rayburn so unverwandt an, daß man nicht umhin konnte, zu bemerken, wie viel ihm an der Antwort gelegen zu sein scheint. Als er fragte: „Wie lange gedenken Sie in Sanct Anna zu verweilen?“ meinte er damit in Wirklichkeit: „Wie bald reisen Sie wieder ab?“

Herr Rayburn erwiderte vorsichtig, daß sein Aufenthalt an der Seelüste von verschiedenen Umständen abhängt.

Herr John Zant blickte seine Schwägerin an, welche sich gesetzt hatte und Lucie auf ihre Kniee zog. „Thue Dein Möglichstes“, sprach er, „um es unserem guten Freunde recht angenehm zu machen. Wollen Sie nicht heute mit uns speisen, bester Herr, und Ihre kleine Else mitbringen?“

Lucie kam es nicht in den Sinn, diese liebenswürdige Anspielung in dem schmeichelfastesten Sinne aufzufassen, wie sie gemeint war.

„Ich bin keine Else“, erklärte sie in barischem Tone, „ich bin ein Kind!“

„Und ein unartiges Kind“, fügte der Vater mit strengem Ton hinzu.

„Ich kann's nicht ändern, Papa. Der Mann mit dem großen Barte ist mir unausstehlich.“

Der Mann mit dem großen Barte schien sehr belustigt, sehr heiter und liebenswürdig gestimmt durch Luciens Worte; er wiederholte seine Einladung zum Speisen und that sein Möglichstes, um recht enttäuscht auszugehen, als dieselbe doch abgelehnt wurde.

„Einen andern Tag also; ich denke, Sie werden mein Heim ganz angenehm finden; meine Experimente, wenn ich mich gerade mit solchen befasse, fallen weder dem Seh- noch dem Geruchsorgane meiner Besucher zur Last. Meine Haushälterin mag eine excentrische Person sein, sie ist aber doch eine Perle unter den Frauen. — Fühlen Sie schon den wohlthätigen Einfluß der Luftveränderung? Die Luft von Sanct Anna verdient wirklich ihren Ruf; Leidende, die herkommen, werden wie durch magische Gewalt kurirt. Was halten Sie von Frau Zant, wie finden Sie ihr Aussehen?“

Rayburn, welcher recht gut begriff, man erwarte von ihm, zu finden, daß ihr Aussehen ein vorzügliches sei, brachte dies auch zum Ausdruck; Herr John Zant aber schien erwartet zu haben, daß er seinen Empfindungen in noch stärkeren Worten Ausdruck verleihen werde.

„Ueberraschend besser, unvergleichlich besser! Wir haben alle Ursache, dankbar zu sein“, bemerkte er. „Bitte, halten Sie sich überzeugt, daß wir auch in der That dankbar sind!“

„Wenn Sie damit meinen, daß Sie mir dankbar sind“, entgegnete Herr Rayburn, „so verstehe ich nicht ganz —“

„Sie verstehen nicht? Ist es möglich, daß Sie unser Gespräch vergessen haben, daß Sie nicht mehr wissen, was wir mit einander redeten, als ich zuerst die Ehre gehabt, Sie bei mir zu empfangen? Wicken Sie Frau Zant nochmals an.“

Herr Rayburn willfahrte seinem Begehre und Frau Zants Schwager fühlte sich nun veranlaßt, seine Worte zu erklären.

„Sie bemerken das Zurückkehren der Farbe, den jungen Glanz der Augen; — nein, meine Liebe, ich will Dir damit keine unnützen Komplimente machen, ich bestätige nur Faktas — dieses glückliche Resultat, Herr Rayburn, haben wir in erster Linie Ihnen zu danken.“

„Nein, fürwahr, ich kann solchen Dank nicht annehmen.“

„Im Gegenteil, Sie müssen es. Dank Ihrer unschätzbaren Hinweisung bin ich auf den Einfall gekommen, meine Schwägerin nach Sanct Anna einzuladen. Ah, Sie entsinnen sich jetzt. Verzeihen Sie, wenn ich auf die Uhr blicke, doch ich denke an die Stunde des Dinners; nicht, weil Ihre kleine Tochter zu denken scheint, daß ich heißhungrig, sondern weil ich, um der Köchin volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, stets pünktlich bin. Werden wir Sie morgen sehen? Kommen Sie zeitlich, dann können Sie gewiß sein, uns zu Hause zu treffen.“

Er bot Frau Zant den Arm, verneigte sich lächelnd, warf Lucie eine Kußhand zu und verließ das Zimmer. Sie die Begegnung in dem Londoner Hotel ins Gedächtnis zurückrufend, begriff nun Herr Rayburn, weshalb Herr John Zant sich damals als einen Hilflosen hingestellt, der eines vernünftigen Rates bedürfe. Wenn Frau Zants Aufenthalt in seinem Hause Böses zur Folge hatte, so konnte er erklären, daß er dieselbe niemals bei sich aufgenommen haben würde ohne Herrn Rayburns Rat.

Am folgenden Tage konnte man der unerläßlichen Notwendigkeit nicht entgehen, jenem Mann den Besuch zurückzusetzen, Herr Rayburn hatte nur zwei Alternativen. In Frau Zants Interesse mußte er, mochte es auch ihn persönlich was immer für Opfer kosten, mit ihrem Schwager auf gutem Fuße bleiben, oder er mußte nach London zurückkehren und die arme Frau ihrem Schicksale überlassen. Es ist unnütz, zu erwähnen, daß über den Weg, welchen er einzuschlagen habe, in seiner Seele kein Zweifel erwachte. Er

stattete den Besuch ab und that sein Möglichstes, während der kurzen Dauer desselben gegen Herrn John Zant liebenswürdig zu sein, ohne ihn gar zu arg zu täuschen. Als er sich entfernte und, von Frau Zant begleitet, über die Treppe hinabging, war er überrascht, bereits in der Vorhalle eine Person in mittleren Jahren zu sehen, von der es den Anschein hatte, als warte sie hier ganz ausdrücklich, um von ihm beachtet zu werden.

„Die Haushälterin!“ flüsterte Frau Zant; „sie ist zu dringlich genug, um den Versuch zu wagen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Und in der That war dies auch die Veranlassung, wegen welcher die Haushälterin in der Vorhalle Posto gefaßt hatte.

„Ich hoffe, unser Badeort gefällt Ihnen, Herr“, so leitete sie das Gespräch ein. „Wenn ich Ihnen irgendwie dienlich sein kann, so bitte ich, ganz über mich zu verfügen. Jeder Freund dieser Dame hat ein besonderes Anrecht auf meine Bereitwilligkeit, und Sie sind zweifelsohne ein alter Freund. Ich bin nur die Haushälterin, aber ich nehme ein inniges Interesse an Frau Zant und ich freue mich, Sie hier zu sehen. Keines von uns kann ja wissen, wie bald wir eines aufrichtigen Freundes bedürfen; Sie sehen meine Worte doch nicht als Beleidigung an? Guten Morgen, mein Herr.“

Nichts in der ganzen Art der Frau oder in dem Blick ihrer Augen schien darauf hinzuweisen, daß sie nicht bei vollem Gebrauch ihrer fünf Sinne sei, nichts schien ferner anzudeuten, daß sie sich etwa dem Genusse starker geistiger Getränke übermäßig hingabe. Daß der seltsame Ausdruck von Familiarität, welchen sie sich hatte zu schulden kommen lassen, irgend einem besonders starken Motiv seine Entstehung danke, schien trotzdem äußerst wahrscheinlich. Sieh das zusammenstellend, was Frau Zant ihm bereits gesagt und was er selbst beobachtet, glaubte Herr Rayburn annehmen zu sollen, daß die Haushälterin auf ihren Gebieter eifersüchtig sei.

(Schluß folgt.)

Bergmähder in Tirol.

(Bild S. 581.)

So ungefähr um Jacobi, wenn im Thale das Weizenheu unter Dach gebracht ist, da rüht sich der Bauer, mit all den Seinen auf die Bergmähd zu gehen. Eiheln, Gabeln, Rechen, Steigeisen, Seil und Tragstuhl, kurz, aller nötige Feldplunder wird aus der Rumpelkammer geholt und auf den Wagen oder den Schlapfen gepackt, bei dem Kleinhäusler sogar Wiege, Sessel und Tisch, sowie etwas Wäsche für das kleine Volk im Hause, denn alles muß mit auf die Bergmähd. Die Kuh, die einzige, hauptsächlichste Ernährerin der Kleinen, wird an den Wagen gespannt, nichts, was lebt und zum Hausstand gehört, wird zu Hause gelassen, es geht nicht, doppelt zu wirtschaften. Die Hennen sind auch schon in die Krippe gesperrt und ausgeladen, jetzt kommt noch die Geiß dazu, Hund und Katze hat sich auch angeschlossen, die Mutter trägt das Kleinste auf dem Arm und so geht es in Gottes Namen aufwärts in die Berge, der Alpenhütte oder Mähderhütte zu, welche meistens gegen Wind und Wetter sicher in einer Mulde oder unter einem großen Steine oft recht primitiv aufgebaut ist, worin der Aufenthalt während des Mähens stattfindet. Gleich nach Ankunft muß an das Mähen gegangen werden, um Heu für ein Nachtlager zu bekommen, denn da gibt es kein Bett mehr, nur das würzige Heu und dies bietet den Leuten auch hinlänglich Ersatz. Mit Tagesgrauen ist alles schon auf den Höhen und hinauf geht es an den schroffen Bergeshalden mit Steigeisen, Seilen, Haken und Eiheln, sowie Tragstühlen und so weiter ausgerüstet, das kostbare würzige Heu zu gewinnen, denn nicht leicht ist die Arbeit der Mähder auf schwindelnden Höhen, sie müssen hinauf und sich auf steilen Abgründen hinauswagen. Mit welcher Gefahr dies verbunden, geben leider alljährlich Trauerkünden von Unglücksfällen der Bergmähder Zeugnis, welche entweder durch Abstürzen oder Rollen über steile Mahden ihr Leben verlieren. Das gewonnene Heu wird dann mittels Tragstühlen in Bündel gepackt und auf festem Boden auf dem Rücken nach der Heuhütte gebracht. Bis spät abends, wenn im Thale längst schon die Betglode zur Ruhe gemahnt, bis es dunkel wird muß der Bergmähder arbeiten, er muß das günstige Wetter ausnützen, welches zum Trocknen und Dörren des Heues von größter Wichtigkeit ist. Manchen Tag, wenn sich schwarze Wolken über den Zinnen und Faden der Bergwelt zeigen, dürfen sich die Mähder auch nicht Zeit gönnen, ein ordentliches Mittagsmahl einzunehmen und muß das Vesper bis zum Abend genügen. Jene Schüssel Milch, wo das Brot eingebröckelt wird, ist die Nahrung während des Tages. Eine solche ländliche Tafelrunde ist oft recht interessant gruppiert, je nach Raum lagern sich alle um die Schüssel herum in liegender oder knieender, auch stehender Stellung.

Abends erst, nach beendeter Arbeit, gibt es ein dampfendes Mus und ein Suppe zu essen, welches mit doppeltem Appetit verzehrt wird. Wenn dann alles gesättigt ist, ziehen sich die Aelteren dem würzigen Heulager zu, die Jüngeren halten aber noch ein Plauderstündchen oder, wenn Nachbarn kommen, wird noch eins gegungen, Zither gespielt und getanzt. Wenn nun die ganze Woche hindurch gemäht worden ist und kommt der Samstag Mittag, so wird Feuerabend gemacht; da heißt's nachmittags ins Grunddorf gehen zum morgigen Gottesdienste, der Weg ist weit bis hinab und drunten haben alle noch zu thun, die Dirndl und die Quaben, um sich zu waschen und zu putzen für den kommenden Tag, denn niemand möchte glauben, wenn er das blonde Mädchen auf dem Kirchgang sieht mit dem zierlichen Leibchen, den feinen Sammetshuhen und sorgfältig gekochten Haaren, daß dies dasselbe ist, welches noch gestern die groben, mit den Steigeisen besetzten Bergschuhe getragen und in dem milchigen Rod und harten Hemd gesteckt und hoch oben auf den steilen Bergeshalden das Futter für das Vieh gesammelt hat. Ist dann der Nachmittags-gottesdienst vorüber, dann wird beim Dorfweir noch ein Gläschen auf die Gesundheit getrunken, eins gesobelt und gesungen und hernach, um vier oder fünf Uhr, je nach Entfernung des Berg-

mahdes wieder aufgebrochen, — nachdem die Sonntagskleider mit den Werktagsskleidern vertauscht — um eine neue Woche zu beginnen.

Einstweilen ist das alte Mütterchen auf der Alp zurückgeblieben und hat für die Kleinen Sorge getragen, nur während des Gottesdienstes im Dorfe ist sie hinausgegangen zum Wetterkreuz, wo man die Glocken herausläuten hört, und hat dem Gottesdienst von der Entfernung, aber vielleicht andächtiger beigevoht als mancher schon gepuhte Jüngling oder Jungfrau drunten in der Kirche. A. Harting.

Judenviertel in Bialystok.

Speziell das Judenviertel in Bialystok beschreiben wäre unnütz, denn ein galizisches Judenviertel und eine russisch-polnische Judengasse gleichen einander bis auf die kleinste Nuance, bis auf den vertretendsten Stiefel. Selbst die Stadtdelation bleibt sich im Judenviertel gleich, weder Lage, noch Umgebung, noch Geschichte haben einen Einfluß auf das Aussehen desselben.

Bialystok, die lustige, heitere, fast italienisch anmutende Hauptstadt, die Perle des russischen Gouvernements Grodno, die durch so viele Hände — die der Polen, Polen, Preußen und Russen — ging und von allen diesen Nationalitäten das Beste und Behäbigste behalten hat; diese lebens- und handelslaute Stadt an dem durchsichtig klaren, fröhlich dahingleitenden Bialy-Wasser gelegen, dieses kleine Versailles, wie es allgemein benannt wird von seinem prächtigen, im Bopstil erbauten Schloß, dessen herrlichster Park mit seinen französischen Venotengängen, Labyrinth, ängstlich beschrittenen Alleen in den wogenden Abendnebeln des Flusses von den liebendwürdigsten Gespenstern aus der Wänterzeit bevölkert scheint mit Allogen und Stöckelschuhen und Tabatiären, diese im ecktesten französischen Stile gehaltene Stadt verändert augenblicklich ihre Physiognomie, sobald man das Judenviertel betritt.

Wie der Jude von den Ruinen Jerusalems bis ans baltische Meer seine eigenartige, individuelle Physiognomie bewahrt, so ist dies auch bei der Stätte der Fall, an welcher die Israeliten zusammenhocken. — Sobald man die von grünen Anlagen, breiten, mit Modeläden und Zuckerbäckeretablissemants durchzogenen Gassen der eigentlichen Stadt verläßt, um das Ghetto zu betreten, ver-

ändert sich mit einem Schlage die Physiognomie der Umgebung, und könnte man sich aus Südfrankreich in eines der äußersten Viertel von London oder Tunis veretzt glauben.



Im Judenviertel von Bialystok. Nach einer Skizze von Arthur Wanjura.

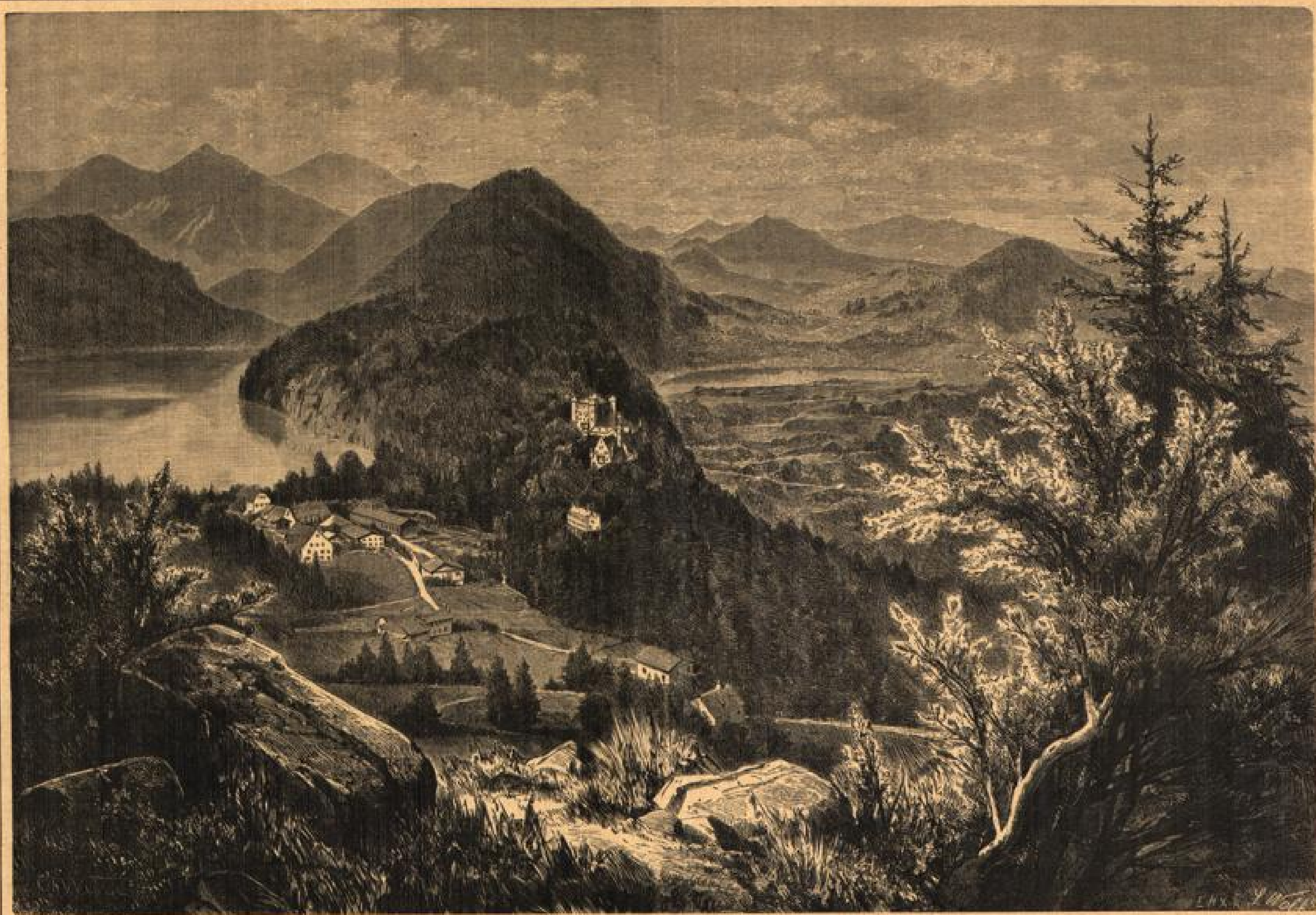
Die Vögel singen da nie, denn ihr Gezwitscher würde übertönt durch den freischenden Ton von Handel und Wandel. Die Häuser werden zu Ruinen, aber nicht zu freundlichen, erinnerungsreichen, epheumrankten, sondern zu bewohnten, janzbelebten, einsturzdrohenden, schmuckelenden Häusern, in welchen es spuken müßte, wenn es — nicht Judenhäuser wären; denn wenn man auch schon sogar von spulenden Tischen, Gitarren und Photographieapparaten gehört hat — von einem spulenden Juden hat man noch nie etwas erfahren.

In der Luft liegt jener unsagbare Duft von Zwiebeln und Fischen, welcher an die Stelle des sanften Duftes der Rosen von Jericho getreten ist, und wenn man nicht wüßte, daß man sich in dem jüdischen Viertel der eleganten polnischen Kreisstadt befände, könnte man sich in das Felsengebiet der Abruzzan zwischen erbarmungslosen Banditen veretzt glauben, denn jeder, der sich da hereinwagt, wird von zwei, zehn, hundert Juden angefallen. — Der Unterschied besteht nur darin, daß der Bandit dem Reisenden nimmt, während der Jude denselben etwas aufzudrängen sucht; und wenn dort die erbarmungslose Waffe das Stilett ist, so ist es hier das Wort, das scharfgeigte, sein Opfer vernichtende; ein Wort, welches alte Sessel, vertretene Schuhe, verbrauchte Lampen, staubige Wischflaschen und rostige Pfannen mit einem verzüngenden, verschönernden und verschönernden Zaubersprache zu umgeben scheint, der uns verlockt, das Angebotene um jeden Preis zu erstehen. Wir eilen damit dem Ausgange des Ghetto zu und betreten das entzauberte, hellleuchtige, freundliche, reinliche, heitere Gebiet der Christenstadt. So wie aber der Knabe im Märchen beim Betreten der heimatischen Hütte das von der Zauberin gespendete Goldstück in ein dürres Blatt verwandelt findet, so sehen wir, nachdem der Zauber des Judenwortes verklungen und der Zauber des Judenortes verweht ist, in unseren Händen anstatt des Schatzes, welchen wir zu erwerben geschoßt... den löcherigen Kessel, den schiefgetretenen Stiefel, die rostige Pfanne...

Ist das eine genaue individuelle Beschreibung speziell des Judenviertels der russisch-polnischen Kreisstadt am Bialy? wird der Leser fragen. Ja und nein. Es ist die Beschreibung des Judenviertels — so weit die slawische Zunge klingt — und demzufolge auch die des Judenviertels von Bialystok. G. M. B.



Die Mine von St. Gurlott. Vier Männer tragen die Bohre, ich folgte mit der Tante. (S. 578.)



Gefährdungen. Originalzeichnung von Th. Seibt. (S. 579.)

Don Pedros Brautsahrt.

Erzählung

von

Max Laq.

IV.

Die vordem so lebhaft geführte Unterhaltung war mit Lorenzos Entfernung wie abgeschnitten. Wie oft hatte del Patio in stillen Nächten, wenn das Bild der Geliebten vor seinem sehnsuchtsgequältem Herzen emporstieg, den Augenblick des Alleinseins mit ihr herbeigewünscht, um ihr zu sagen, wie heiß er sie liebe, um von ihrem Munde das süßeste Geständnis hinwegzuküssen. Jetzt war der Moment gekommen, niemand war zugegen als sie und die geheimnisvolle Nacht, und er war stumm und fand kein Wort; es schien ihm ein Sacrilegium, die Geliebte aus ihren Träumereien durch eine Anrede aufzustören.

Das geisterhaft leuchtende Antlitz dem nächtlichen Gestirne zugekehrt, leuchteten ihre groß aufgeschlagenen Augen in wunderbarem Glanze. Sinnende Schwermut gab dem lieblichen Antlitz einen Schein von überirdischer Schönheit und frauenhafter Hoheit, daß del Patio bei ihrem Anblicke meinte, er müsse ihr zu Füßen sinken, sie anbeten wie eine Göttin.

In überströmendem Gefühl ergriff er die kleine, marmorweiße Hand, die neben ihm auf dem Gestein ruhte. Die Hand zuckte bei der Berührung, ließ sich aber ruhig festhalten.

„Sennora,“ begann del Patio mit leiser, bebender Stimme, „es ist das zweitemal, daß wir einander begegnen. Das erstemal führte ein böser Stern Sie in die Nähe Ihrer Feinde; Ihr Unglück bohrte mir tausend Messer in die Seele. Doch als es mir gelang, das drohende Unheil von Ihrem Haupte zu entfernen und ein freundlicher Blick aus diesen schönen Augen mir für den kleinen Dienst dankte, fühlte ich mich unglücklich glücklich und sehnte den Augenblick herbei, wo ich Sie im Glanze freudenvoller Jugend wiedersehen würde. Aber wieder lese ich denselben dumpfen Seelenschmerz, dieselbe Angst in Ihren Augen. Darf ich nicht teilnehmen an Ihrem Kummer, halten Sie mich nicht für aufdringlich, wenn ich frage, was Ihr Herz bedrückt?“

Sie wandte sich langsam um und sah ihm mit ihren großen dunklen Augen ernst ins Antlitz.

„Es ist nicht meinetwegen, Sennor, wenn mein Herz, von bangen Ahnungen erfüllt, schmerzhaft zuckt. Der mir damals das Leben rettete, er ist zwar unser Gast, aber im feindlichen Lager als Gefangener. Wird mein Bruder Sie schützen können, wenn die fanatischen Republikaner den mexikanischen Caballero als Verräter an der Freiheit zur Rechenschaft fordern? Ja, wäre mein Vater hier, er hat Einfluß genug im Hauptquartier des Präsidenten, aber der ist abwesend und kommt vielleicht zu spät, um den Retter seiner Tochter — o, das wäre schrecklich —“ Sie brach ab und sah stumm vor sich nieder, das glühende Antlitz in den Händen bergend. Del Patio bemerkte die heftige Bewegung in Lucindes Seele und deutete sie, vielleicht nicht mit Unrecht, nach seinen Wünschen. Das war wohl nicht nur der Ausdruck der Dankbarkeit, die dort vor Gefahren zitterte, wo in seinen eigenen Augen kaum welche vorhanden. Dieses Zittern für ihn, den Mann, dessen Energie und tapferen Muthum sie ja doch schon kennen gelernt, deutete auf andere, tiefere Gefühle. So zittert ein Mädchen nur für den Geliebten und fürchtet im leisesten Windhauch den Vorboten des verderblichen Sturmes.

Del Patio verschlang die liebliche Gestalt vor ihm mit den Augen. Sein Herz klopfte hörbar, als er wieder das Wort ergriff:

„Sennora Lucinde, dieses Warnen vor Gefahren, die vorläufig noch gar nicht vorhanden sind, diese bange Sorge um einen Mann, der als Soldat jeder Gefahr trohnen muß, darf ich mir das meinen heißen Gefühlen deuten, darf ich das als ein Zeichen auslegen, daß Ihr Herz dem Schlage des andern, das hier in dieser Brust schlägt, sekundären könnte?“

Bei diesem Ausbruch der von ihr bereits mehr als geahnten Leidenschaft sank ihr Haupt; tief erglühend senkte sie den Blick verwirrt zu Boden. Sie machte einen schwachen Versuch, ihm die Hand, nach der er griff, zu entziehen, aber schon lag er vor ihr auf den Knien und fing auch die andere ein. Von unten herauf blickte er so feurig verlangend in ihre Augen und öffnete gleichzeitig den Mund ein klein wenig zu einem Lächeln, das ihr wie das Triumphieren des Siegers vorkam. Sie zuckte merklich zusammen; ihre bewegten Gesichtszüge wurden starr und mit leisem Tone, aber stolz und fest entgegnete sie:

„Es ist nicht ebel von Ihnen, Don Pedro, daß Sie das Gefühl inniger Dankbarkeit, das ich Ihnen entgegenbringe, in dieser Weise auslegen. Meine Sorge galt dem Caballero von San Antonio, nicht dem Don Pedro del Patio, der es einst nicht der Mühe wert hielt —“

Damit hatte sie sich losgerissen und wandte sich der Treppe zu, wo im gleichen Moment sporenklirrende Schritte heraufklangen.

Mit einem unvergleichlich kräftigen, glücklicherweise nur gedachten Soldatensprung machte del Patio seinem vorbestürzung fast stillstehenden Herzen Luft und sah den beiden Ankömmlingen entgegen, die direkt auf ihn zuschritten. Es

war Lorenzo und ein anderer Offizier, in dem del Patio sofort den Karawanenführer erkannte, den van Reen samt seinen Mauleseln einst zu Dupain schleppte. Lucinde hatte sich in den Schatten der großen Topfgewächse zurückgezogen; sie mußte allein sein, um den Zorn niederzukämpfen, den die vermeintliche Dreistigkeit del Patis in ihr aufsteigen ließ. Der tolle Reiter schien der Meinung zu sein, auch ihr Herz so nach Guerillaart erobern zu können — und dazu das spöttische Lächeln — ihr hatte es wenigstens so geschienen. — Sehr zur Unzeit tauchte in ihrem Gedächtnis ein Brief auf, der ihr einst in die Hände fiel, als ihr Vater seinen Wohnsitz von San Louis Potosi nach Norden verlegte. Man ordnete die Papiere, um die Bagage möglichst zu verringern. Da las Lucinde in einem der Vernichtung preisgegebenen Briefe ihren Namen. Sie war zwar nicht neugieriger als andere junge Mädchen; dennoch schob sie das Papier beiseite, um später in aller Ruhe zu lesen, wie Don Pedros Vater ihrem Vater schrieb, daß die gewünschte Verbindung ihrer beiden Kinder vorläufig nicht stattfinden könne, da der in Durangos Wildnissen herumirrend auf die Aufforderung, zurückzukehren, geantwortet habe, seine „wissenschaftlichen Entdeckungen seien ihm vorläufig wichtiger als alle Mädchenherzen Mexikos“. Die beiden Väter hatten über die Wichtigkeit der „wissenschaftlichen Entdeckungen“ herzlich gelacht und das weitere getrost der Zukunft anheimgestellt. Anders sagte aber Lucinde die Sache auf, als sie so durch Zufall von den Ansichten des ihr zugebachten Herzensverächters Kenntnis erhielt. Und nun wagte er es noch, mit sieghaftem Lächeln ihr Herz zu fordern. Das empörte sie tief. Am liebsten wäre sie jetzt entflohen aus seiner Nähe, aber ein heftiger werdender Wortwechsel zwischen del Patio und dem fremden Offizier hielt sie zurück.

„Wenn jemand als Eselfreier in ein feindliches Lager kommt, darf er nicht auf die Behandlung als Offizier rechnen!“ hörte sie del Patio rufen. Darauf eiferte der andere von Verrätern an der Freiheit Mexikos, die man nach Gebühr züchtigen müsse. Das brachte den Gegner in helle Wut. Er griff nach der Seite, wo sonst sein Degen hing und wollte sich schon mit bloßen Fäusten auf den Bewaffneten stürzen, aber Lorenzo trat zwischen die beiden und rief:

„Halt, Don Miguel, so spricht man nicht mit wehrlosen Gefangenen, wenn hier ein Mißverständnis herrscht, wird sich das auflären.“

„O, kein Mißverständnis, mein Lieber, ich erkenne die Verräter Mexikos auf Schritt und Tritt!“

Damit ließ Miguel die beiden stehen und eilte mit hochmütigem Stolz davon. Im Vorbeigehen bei Lucinde machte er den Versuch, sie anzureden. Von innerem Widerwillen getrieben, drehte sich diese aber mit halber Wendung von ihm weg. Darauf warf Miguel ihr einen giftigen Blick zu, verbeugte sich in ironischer Höflichkeit und stolperte wütend die Treppe hinunter.

In del Patis schien der Streiteufel gefahren zu sein. Schon wieder hörte sie, wie er in bitteren Worten seinen Gefühlen Ausdruck verlieh.

„Für mich wäre es am besten, ich wäre heute früh wie meine Kameraden unter den Äugeln Ihrer Leute verblutet, als zu solchem Spiel aufbewahrt zu werden!“ — Das war das letzte, was sie vernahm. Ein niederdrückendes Gefühl unennbarer Traurigkeit senkte sich in ihre Seele und ließ, damit sie die Aufmerksamkeit der Herren nicht mehr auf sich zöge, stieg sie die Treppe hinab in ihr Schlafgemach.

V.

Trotz eines festen, gesunden Schlafes nach dem an Widerwärtigkeiten und Gefahren reichen Tage erwachte del Patio mit einer herzlich schlechten Laune. Kopfschüttelnd und knurrend besah er seine Kleider, ehe er sie der Reihe nach überstreifte. Großen Staat konnte er damit nicht mehr machen. Und nun gar in Damengesellschaft mußte er in der teilweise sogar ausgeplumpt und mit Blut besleckten Sammetjacke eine ziemlich lumpige Rolle spielen. Was half's, daß er mit der Hand wieder und immer wieder „gegen den Strich“ rief, die verdächtig grau schimmernden Stellen und nun gar einige niedliche Risse an den Ärmelschößern wollten nicht verschwinden. Aber was lag ihm auch daran. Bei der Dame seines Herzens hatte er sich noch kurz vor Schlafengehen einen schweren Korb geholt. All die süßen Träume von Glück waren dahin; er hatte nun vollauf Gelegenheit, sein Soldaten- quasi Räuberleben weiter zu führen, bis — ja das „bis“ kam vielleicht schon bald, denn immer noch war er Gefangener der verhassten Kerle, die unausgesetzt auf dem Platze vor seinem Fenster schwärmten. Unbekümmert um die bequeme Eleganz seines Zimmers, in das man ihn statt des gestrigen „Loches“ gebettet, trat er ans Fenster und riß die Vorhänge auseinander, um hinauszusehen in die helle Sommermorgensluft. Da kam eben Lorenzo über den Platz und verschwand unter ihm im Hause. Gleich darauf trat er ein.

Er blickte ernst und mit gezwungenem Lächeln teilte er seinem Gaste mit, daß Escobedo begierig sei, seine Bekanntschaft zu machen.

„Gut, so gehen wir zu ihm!“ meinte del Patio mit der größten Gleichgültigkeit. Er wäre auch direkt zum Teufel gegangen, wenn man ihn dazu aufgefordert hätte.

Trotz der freundschaftlichen Höflichkeit, mit der sie einander behandelten, merkte doch ein jeder, daß der andere gar nicht lustige Hintergedanken verbarg. Lorenzo bemerkte zwar mit einem forschenden Seitenblick auf den Gast wie

beiläufig, daß die Vorstellung bei Escobedo wohl nicht viel auf sich haben werde und keinerlei Gefahr für ihn in sich schließe. Del Patio schien an dergleichen auch gar nicht zu denken. Er lachte nur kurz, und eigentümlich zuckte es in seinem Schnurrbart, als er erwiderte:

„Ich lasse mich auch der ganzen republikanischen Armee vorstellen, wenn Sie es wünschen, Sennor; vorläufig habe ich ja nichts weiter zu thun!“

Lorenzo schüttelte bedenklich den Kopf. Diese Art von Mut gefiel ihm nicht an dem Freunde. Wenn er in dieser Weise mit dem nach seinem zweifelhaften Siege doppelt hochmütigen General sprach, konnte er seine ohnehin prekäre Lage nur verschlimmern.

Schweigend gingen sie hinunter durch den großen, bewachten Thorbogen über den Platz, wo vielfach getrocknete Blutlachen noch den Weg zeigten, den del Patio mit seinen unglücklichen Kameraden um Tod und Leben geritten. Allenorten trieben sich die bewaffneten und unbewaffneten Guerillas herum, die Hände in den Hosentaschen, Cigarretten rauchend. Von den Einwohnern waren nur wenige, Frauen gar keine zu sehen; sie schienen die „Freunde“ ebenso zu meiden wie die Feinde.

Vor einer Tienda (Schenkwirtschaft) ging es ungemein lebhaft zu. Eine herausgehängte rote Fahne zeigte den Verkauf des allbeliebten Pulque (gegorener Agavenaft) an. Ueberall standen die Soldaten in Gruppen bei einander und labten sich an dem trübflüssigen Getränk, das sie von dem Wirt, einem schmutzigenbraunen Messigen, in alle möglichen Gefäße schütten ließen; das that er aber erst, nachdem sie die nötige Münze durch das Eisengitter gereicht, hinter dem der geschäftige Wirt mit einem braunen Mädchen wie in einem Raubtierkäfig herumließ. Mit süßlicher Lebhaftigkeit wurden die verflochten und zukünftigen Kriegsergebnisse erörtert, denn daß es in hiesiger Gegend zu erneuten Kämpfen kommen würde, war unzweifelhaft. Im stillen tröstete sich wohl einer oder der andere damit, daß man ja — wie öfter schon nötigenfalls mit bewährtem Mute — ausweichen konnte. Im übrigen war die Stimmung der republikanischen Armee vortrefflich.

Indianische Kundschafter in ihren malerischen, wenn auch etwas unvollkommenen Kostümen lungerten bei den Zechern und thaten bereitwilligst Bescheid, wenn ihnen der kühlende, aber auch berauschende Trank gereicht wurde. Dann wurden sie mittelstamer, vergaßen ihren Bettlerstolz und erzählten von den feindlichen Truppenmassen, die sich diesseits und jenseits der Sierra langsam nach Norden schoben.

Don Pedro und sein Begleiter mußten mitten durch den Haufen der Soldaten. Erstauente Blicke und leise Flüche folgten dem Gefangenen, den noch unter den Lebenden wandeln zu sehen manchem nicht recht begreiflich schien.

Vor der bischöflichen Residenz war man am Ziel. Die beiden durchschritten den hohen, offenen Thorbogen und gingen in einen Saal zur Rechten im Erdgeschoß. Hier befand sich Escobedo mit seinem Stabe, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft in den phantasievollsten Kostümen mit oft recht deutlich ausgedrückten Galgenphysiognomien.

Lorenzo schob ohne Umstände einige der Herren beiseite, um seinen Begleiter in das Innere des Kreises zu führen. Der Höchstkommandierende saß am Ende einer langen Tafel in einem hochlehnigen Polsterstuhl, wie ein Häufchen Unglück. In einem Paar ungeheurer Stiefel, die sich vor dem Sessel breit machten, steckten aller Wahrscheinlichkeit nach die Füße, auf denen ein guter Teil militärischer Zukunft der Republik ruhte. Escobedo kramte mit seinen Offizieren in den ausgebreiteten Karten. Er schien in allerübelster Laune, er suchte das Blaue vom Himmel herunter auf seine Offiziere, auf die unglücklichen Blätter, deren unzählige Striche und Punkte ihm möglicherweise gar zu viel Rätsel aufgaben. Als die beiden sich aus dem Knäuel lösten und herantraten, sah er auf. Mit dem Ellenbogen schob er die Karten haufenweise beiseite und riß mit kraftvollem Ruck den Sessel herum, den Ankommenden seinen ganzen Körper zum Anblick bittend. Auf der kalten Stirn schoben sich die Falten zusammen; die Enden des eisgrauen Schnurrbartes mit den Lippen bearbeitend, knurrte er:

„Ah so, da ist unser Mann, also ein mexikanischer Caballero auf der Seite des fremden Tyrannen!“ Dazu nickte er fast bei jedem Wort zur Bekräftigung mit dem Kopfe und schob aus den scharfen grauen Augen grimmige Blicke auf del Patio, der den Willkommensgruß mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit aufnahm. Er verbeugte sich höflich, als ob er sich durch die Anrede höchst geschmeichelt fühlte.

„Don Pedro del Patio hat meiner Familie einen unschätzbaren Dienst geleistet,“ sagte Lorenzo langsam und mit nachdrücklichem Ernst, „wenn mein Vater hier wäre, würde er ihn umarmen wie seinen Sohn!“

„Meinen Sie, Sennor?“ höhnte Escobedo und lehnte Lorenzo sein zorngerötetes Gesicht zu; „meinen Sie wirklich, daß Don Lopez de Paredo, der eifrige Patriot, so warme Gefühle für den Landesverräter hegt? Bis zum Beweise dieser kühnen Behauptung muß ich das Gegenteil annehmen, ich glaube den Senator besser zu kennen!“

Lieutenant Miguel, der hinter des Generals Sessel stand, hatte schon mehrmals den Mund geöffnet, um sich — man kann erraten, in welchem Sinne — in das Gespräch zu mischen, aber wieder kam ihm Lorenzo zuvor, der, sich stolz aufrichtend, mit erhöhtem Tone rief:

„General! Dieser del Patio war der Mann, der meine Schwester vor drei Monaten, als sie wichtige Nachrichten

nach Vittoria bringen sollte, vom schimpflichen Tode aus Feindeshand errettet und ihr sogar mit Gefahr des eigenen Kopfes zur Flucht verholfen!"

Nun war auch Miguel's Stunde gekommen. Mit giftigem Hohn rief er dazwischen:

"Ja wohl, General, del Patio ist der Mann, der uns gefangen nahm. Ich führte die Dame, die jener Herr dort bei sich behielt, und mich schickte er unter Bedeckung zu dem alten Banditenführer Dupain. Schade, daß wir den Offizier, der mich eskortierte, gestern gehängt haben, er könnte die Wahrheit bezeugen."

"Ja wohl, General," brach jetzt der Gefangene los und warf einen Blick voll Verachtung auf den Ankläger, "jener Herr sagt so ziemlich die Wahrheit. Ich muß hinzufügen, daß ihm seine Verkleidung, in der er die Mauleisel kommandierte, ausgezeichnet stand. Auch benahm er sich so feig wie ein echter Nestige; unmöglich konnte ich in ihm den Soldaten erkennen, sonst hätte er schon bedeutend länger als unser Sergeantmajor!"

"Caramba, nicht so vorlaut, junger Mann!" schrie erbost der alte Soldat und schlug dröhnend auf den Tisch, "Sie stehen hier als gefangener Verräter, das merken Sie sich vor allem!"

"Nicht so, General, del Patio ist mein bester Freund," fiel Lorenzo furchtlos ein und erhob die Hand gegen Miguel, "wenn dieser Sennor ihn verleumdet und seine edle That herabschätzen will, so hat er andere Gründe dazu, die nicht hierher gehören."

"Ganz recht, nicht hierher gehören," polterte Escobedo, ungeduldig auf seinem Sessel rutschend, "das alles und Ihre Familienverhältnisse gehören nicht hierher. Wir haben Wichtigeres zu thun. Ich wollte mir den sauberen Herrn nur einmal ansehen, den Rest wollen wir dem Kriegsgericht überlassen. Jetzt holen Sie die Wache, Lieutenant Lorenzo, und schicken den Gefangenen in festes Gewahrsam!"

Miguel's Gesicht leuchtete vor Schadenfreude. Lorenzo ging an ihm vorbei und sagte einige leise Worte, die ihn erblassen ließen, und ging dann zur Thüre. Während dessen ließ del Patio, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an, seine Blicke gleichgültig in die Runde schweifen und folgte dann gemächlich den Bewaffneten, die ihn hinwegführten.

"Vor die Thüre des Gefangenen kommt ein Doppelposten!" rief Lorenzo ihnen noch nach und Escobedo nickte beifällig. Darauf berief er Lorenzo und Miguel zu sich und befahl ihnen, sofort mit ihren Leuten aufzubrechen, um die Engpässe, die durch die Sierra Madre auf die Hochebene nach Saltillo führen, zu rekonnoziieren, und sagte dann zum Schluß begütigend: "Ich hoffe, die gemeinsame Aufgabe wird die Herren verständlicher stimmen — wir dürfen unseren Leuten kein Beispiel von Uneinigkeit geben, um so weniger jetzt, wo die glorreiche mexikanische Republik ihre stolze Kraft von neuem beweisen soll!" Dann nahm er stöhnend seine Arbeit mit den Karten wieder auf. Die Angelegenheit mit dem Gefangenen war für ihn vorläufig erledigt, aber nicht für Lorenzo. Er berief seine Leute zum Aufbruch, fand aber noch so viel Zeit, um ein kurzes Billet an seine Schwester zu senden, bevor er mit seinen Reitern hinausritt in die felsige Wildnis. Miguel mit seiner Abteilung kam dicht hinter ihm drein.

Don Pedro ging denselben Weg, den er als quasi freier Mann an Lorenzo's Seite zurückgelegt, als veritabler Kriegsgefangener, umgeben von schrecklich mutig aussehenden Guerrillas, zurück. Bald sah er wieder in seinem getragenen Kerker mit der schönen Aussicht in den Park. Er ertrug den schnellen Schiffswechsel mit derselben Gleichgültigkeit, die er seit heute morgen gezeigt. Von grünem Gelbhumor erfüllt, betrat er sein Logis und warf sich mit solcher Wut auf die Korbbank, daß sie knackte, als wolle sie brechen und ihn etwas tiefer betten. Auch das hätte ihn kalt gelassen. Nachdem er von Lucinde gestern Abend abgewiesen, rührten ihn alle anderen Kleinigkeiten nicht mehr. Ein finsterner Groll gegen die ganze Welt, gegen sich selbst verschlechterte seine Laune von Stunde zu Stunde und gab den Grinsen, die seinen Kopf durchsummten, reichliche Nahrung. Die erzwungene Unthätigkeit und das Gefühl der verlorenen Freiheit machten ihn nervös; es suchte ihn in allen Gliedern, aber vergeblich sah er sich in seinem Käfig um nach einem Gegenstand, den zu zerstören ihm eine augenblickliche Zerstreuung geboten hätte. Der wackelige Tisch in der Ecke hielt sich nur noch mit Mühe auf seinen schlecht eingefügten Füßen. Ihn zu zerbrechen lohnte sich wirklich nicht der Mühe, und das Korbbett brauchte er vorläufig noch zum Ruhen. Schließlich versuchte er es mit dem Schlaf. Das wollte aber auch nicht gelingen. Zuletzt kam er zur Ueberzeugung, daß die Sache ansing furchtbar langweilig zu werden; auch das konnte ihn nicht trösten.

Endlich hörte er die Thür öffnen. Ein alter Indianer mit grauem, struppigem Haarwuchs und einem faltigen Gesicht, wie in Schweinsleder gebunden, trat herein und brachte auf einer gläsernen Platte Backwerk und Früchte. Nachdem er dies auf den Tisch gestellt, wandte er sich an den lang ausgestreckten Gefangenen und schien etwas sagen zu wollen. Aber in demselben Moment streckte ein Soldat mit Tschako und Gewehr den Kopf neugierig in die Thürspalte. Der Alte machte schnell eine Geberde des Schweigens und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)



Aus allen Gebieten.

Kürbis wie Gurken einzumachen.

Zu 5 Kilo = 10 Pfund Kürbis, 170 Gramm = 10 Lot Salz, 0,5 Kilo = 1 Pfund kleine Zwiebeln, 4—6 Händevoll Essig, 2 Händevoll Meerrettichsaft, 17 Gramm = 1 Lot Nelken, desgleichen Pfefferkörner und so viel Pfeffer, als zum Bedecken des Kürbis nötig ist. Hierzu sind die Kürbisse mit gelbem Fleisch am besten. Nachdem sie, wie es bei allem Kürbiseinmachen geschieht, vorgerichtet sind, werden sie lagenweise mit Salz bestreut und 12 Stunden hingestellt. Dann läßt man den Essig mit den Zwiebeln zum Kochen kommen, die Kürbisse darin eben durchkochen, nimmt dieselben heraus, legt sie lagenweise mit den Gewürzen in den Topf, gießt den Essig fast darüber und bindet den Topf gut zu. Nach Verlauf von 8 Tagen wird der Essig, aufgekocht und vollständig ausgekühlt, kalt über die Kürbisse gegossen, diese zum Niederhalten ein wenig beschwert und fest zugebunden.

Ueber die richtige Zeit der Bienenhonigernte

äußert sich der bekannte Imker R. Zwilling folgendermaßen: Die meisten nach der Kultur imternden Bienenwirte ernten den Honig, wenn derselbe noch dünnflüssig in den ungedeckelten Zellen glänzt, während die alten Imker nur von verdickten Waben Honig nehmen. Die letztere Art der Honigernte ist die allein richtige, weil erst dann der Honig genügende Zuckermenge und daneben hinreichend Ameisensäure, welche als Antiseptikum für den Honig von größter Bedeutung ist, enthält. Der nach dem alten Verfahren gesammelte Honig ist daher der Gefahr des Stiehls oder Sauerwerdens viel weniger ausgesetzt.

Pfefferminzöl.

Die Pfefferminzernte hat in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die letzten Jahre im Durchschnitt alljährlich mehr als 70,000 Pfund ergeben, wovon etwa 30,000 Pfund jedes Jahr exportiert werden. Zwei Drittel des Pfefferminzöls werden in dem Staate New-York und ein Drittel im Staate Michigan erzeugt. Als das beste Öl gilt jenes von Wayne County (New-York). Die Pfefferminze (Mentha piperita) ist perennierend; der Anbau geschieht im Frühjahr. Schon im gleichen Jahre ist dieselbe zum Schneiden geeignet, was meistens durch drei Jahre fortgesetzt wird. Den besten Ertrag liefert der Schnitt im ersten und zweiten Jahre, im dritten Jahre werden die Pflanzen bereits bitter. Nachdem die Pflanzen vier Jahre alt geworden, werden sie untergepflügt und eine neue Pflanzung angelegt. Die gewöhnliche Art der Ausfaat ist in Reihen, wo dann bereits im August die Pflanzen zum Schneiden reif sind. Die Ernte geschieht durch Mähen mittelst Senen. Die Blätter kommen dann in eine Destillierblase und das Öl wird ausgezogen. Allgemein war die Meinung verbreitet, daß durch die abnorme Kälte im verflossenen Jahre die Pflanzungen Schaden gelitten; doch hatte dies auf den Preis des Oeles keine Wirkung, insofern der Anbau der Pfefferminze wächst, und schließlich war der verursachte Schaden keineswegs so groß, als es zuerst den Anschein hatte. Die Pflanze ist nämlich sehr wenig empfindlich gegen Witterungseinflüsse. Per Acre werden 10 bis 30 Pfd. St. (100 bis 300 Gulden Gold) Ertragnis gewonnen. Gegenwärtig wird der Anbau der Pfefferminze auch in den Südstaaten versucht, woselbst diese Kultur einen hohen Ertrag abzuwerfen verspricht, obgleich bisher noch kein Öl aus dem Süden auf den Markt gelangte.

Vertilgung der Adereschnecken.

Die Adereschnecken, sowie die Weinbergschnecken und alle Schnecken überhaupt gehören bekanntlich zu den gefährlichsten Schädlingen unserer Rüchengärten, indem sie eine besondere Vorliebe für junge, zarte Pflanzenteile hegen und daher namentlich unter den neuangepflanzten Pflanzen großen Schaden anrichten. Man hört sehr häufig, daß das Austreiben von Enten und Hühnern, welche allerdings die Schnecken mit Begier verzehren, ein vorzügliches Mittel zur Vertilgung dieses Ungeziefers sei; es wird aber gewöhnlich unterlassen, anzugeben, welchen Schaden die Hühner und Enten selbst durch das Ausscharrn und Zertritten der jungen Pflänzchen verursachen. Dieser Schaden ist nicht zu unterschätzen und wohl auch die Ursache, daß es sich mancher Landwirt wohl überlegt, ob er eine Schar von Hühnern auf den neuangepflanzten Rüchengärten umhermarschieren lassen soll oder nicht. Als ein ganz vorzügliches Vertilgungsmittel hat sich, wie berichtet wird, der gelbste Kalk erwiesen und lassen wir nachstehend die Anleitung zum richtigen Gebrauche desselben folgen. Frisch gebrannter Kalk wird in eine Schüssel gelegt und in letztere langsam Wasser gegossen, und zwar nur gerade so viel Wasser, als der Kalk aufzusaugen vermag; jeder Ueberschuß von Wasser ist zu vermeiden. Es steigen von dem Kalk sehr bald Wasserdämpfe auf und zerfällt derselbe zu einem sehr zarten Mehl von Kalkhydrat. Letzteres wird nach dem Abkühlen sorgfältig in Gläser gefüllt und diese mittels gut aufgepakter Korke geschlossen. Will man Schnecken vertilgen, so füllt man ein oder zwei Hände des Pulvers von Kalkhydrat in das Gefäß eines Schwefelungsblasbalges, das von den Wingen der verendete bekannte Gerät, und bläst den Kalkstaub etwa 1 Meter hoch über die von den Schnecken zu befreienden Beete in die Luft. Der ungemein feine Staub bildet eine Wolke, die sich auf die Pflanzen niederlegt; jede Schnecke, welche auch nur von einem Staubchen der ätzenden Substanz getroffen wird, geht zu Grunde; die Pflänzchen werden jedoch nicht beschädigt. Man wählt zu dieser Behandlung der mit Schnecken besetzten Beete am besten die Zeit

unmittelbar vor Sonnenaufgang oder die tiefe Abenddämmerung, indem zu dieser Zeit die Schnecken aus der Erde hervorkommen und an den Fraß gehen. Nicht bloß Schnecken gehen durch den Kalk zu Grunde, sondern auch Raupen und Regenwürmer, sowie alle Tiere mit schleimiger Haut überhaupt sind gegen denselben außerordentlich empfindlich. Hat man am Abend das Beet mit Kalk überstäubt, so findet man daselbst am Morgen mit einer großen Zahl von toten nackten und befallenen Schnecken, Regenwürmern und Raupen bedeckt.

Das Brechen der Artikel aus Gummi zu vermeiden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Artikel aus Gummi, wenn sie nach einiger Zeit eintrocknen, Sprünge erhalten, brüchig werden und ihre Elastizität verlieren. Nach einem russischen Journal kann man diesem durch den Gebrauch einer einfachen Mischung aus einem Theil Ammoniakwasser und zwei Theilen reinem Wasser abhelfen, in welche man die betreffenden Artikel legt und so lange liegen läßt, bis sie ihre vorige Elastizität, Glätte und Weichheit wieder erhalten. Die dazu gehörige Zeit wechselt von zwei Minuten bis eine Stunde.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der neue Job.

Eine heitere Prüfungsperiode macht gegenwärtig in Wiener medizinischen Kreisen die Runde. Ein bereits zweimal durchgefallener Kandidat stand zum drittenmal vor seinen Richtern und wurde zunächst befragt, auf welche Art er Hämorrhoiden zu heilen gedenke. Seine Antwort, daß er dies durch „Rindfleisch mit gemischter Sauce“ bewerkstelligen wollte, verblüffte den Professor dermaßen, daß er bloß die Gegenfrage an jenen richtete:

„Was verstehen Sie unter ‚gemischter Sauce‘?“

„Sauce mit Erdäpfeln“, erwiderte der Kandidat, heilfroh, etwas zu wissen, was der Professor nicht zu wissen schien.

„Nun, lassen wir die Hämorrhoiden“, dehnte der Professor, „und mögen Sie nie in die Lage kommen, gemischte Sauce als Heilmittel genießen zu müssen. Sagen Sie mir lieber, wo kommen typische Geschwülste am häufigsten vor?“

„Im Krankenhause auf der pathologischen Abteilung“, war die sicher abgegebene Antwort des Kandidaten.

Der Professor sahte ihn nun immer schärfer ins Auge.

„Welchem Spezialfache wollen Sie sich denn eigentlich widmen?“

„Der Zahnheilkunde.“

„Wo sagen Sie mir, unter welchen Erscheinungen geht das Zahnen der Säuglinge vor sich?“

Der Kandidat sann eine Weile nach, dann sagte er mit wissenschaftlichem Nachdruck:

„Das Zahnen der Säuglinge geht unter heftigen Konvulsionen vor sich; namentlich macht sich ein Knirschen der Zähne deutlich vernehmbar.“

Auf diese letzte Antwort des Kandidaten Jobes erfolgte ein allgemeines Schütteln des Kopfes... Man hörte ein lautes „Hem — hem!“ und wieder — „Secundum ordinem!“

Die goldenen Hemdenknöpfe.

Der Herzog von Argyll, welcher im Jahre 1685 die Partei des Herzogs Monmouth gegen König Jakob II. von England ergriffen hatte, teilte das unglückliche Schicksal des Präsidenten auf dem Schafott; denn Jakob verzicht bekanntlich niemals etwas. Während Monmouth feige um sein Leben bettelte, zeigte Argyll bei seinem Tode die vollkommenste Seelenruhe. Als er sich eben zu seinem letzten schweren Gang rüstete, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen, er möchte doch nicht vergessen, seine goldenen Hemdenknöpfe herauszunehmen und ihr zuzuschicken. Tief erschüttert von der Herzlosigkeit seiner Gattin, blieb er doch ruhig und fragte die Botin nur, ob es wohl jetzt Zeit sei, an so etwas zu denken? Als er auf dem Schafott stand, fragte ihn einer seiner Freunde, ob er nichts mehr an seine Gattin zu bestellen hätte.

„Richtig“, sagte der Herzog mit einem feinen Lächeln, „das hätte ich ganz vergessen; bringen Sie ihr diese goldenen Hemdenknöpfe!“

Damit machte er sie heraus, gab sie dem Freunde und legte kaltblütig sein Haupt auf den Block.

Als der General Bonaparte den Oberbefehl über die französische Armee in Italien übernahm, fand er dieselbe in einem äußerst erbärmlichen Zustande vor. Die Soldaten litten geradezu an allem Mangel, gingen traurig in zerlumpten Uniformen, hatten die nötigste Verpflegung und kaum ein Dach über dem Haupte. Und dabei fehlte es in der Kriegskasse völlig an Geld, auch nur die geringste Abhilfe zu schaffen! — Gleich am Tage nach des Generals Ankunft im Hauptquartier erschien ein alter Grenadier vor ihm und beklagte sich bitter, daß er so furchtbar abgerissen gehen müsse. In der That war sein Ansehen ein sehr klägliches. Bonaparte, der bereits wußte, daß keinerlei Mittel vorhanden waren, half sich durch seine Menschlichkeit aus der Verlegenheit.

„Die Klage dieses Mannes ist vollkommen begründet“, sprach er zum anwesenden Kommissärordonnateur, „geben Sie auf der Stelle Befehl, daß seine Wünsche erfüllt werden! — Nur eins thut mir leid“, setzte er nachdenklich hinzu, „wenn dieser brave nun neu gekleidet sein wird, so wird man ihn für einen Rekruten halten.“

„General!“ rief hier der Grenadier, ihn hastig unterbrechend, „lassen Sie alles, wie es ist, ich will nicht neu gekleidet sein!“

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 563:

Undank ist der Lohn der Welt.

Rätsel.

Mit 8 am Ende ist es der Name
Einer legendenreichen griechischen Dame;
Es wird, hängt du ihm ein r nur an,
Aus der griechischen Dame ein griechischer Mann.
Wißt du dies Rätsel lösen, bedenke:
Dem Menschen nützen nicht alle Geschenke!

F. Müller-Sealfeld.

Auflösung des Kryptogramms Seite 563:

Nähst man diejenigen Buchstaben des Wortes „Hopp-ja-ja“, über
welchen Gewichte emporen, auf einander folgen, wie die Anzahl der
Blätter an den Stengen in arithmetischer Folge es bezeichnen, so er-
hält man:
„Sappho.“

Kleine Korrespondenz.



Abonnent M. B. in Deut. möchte wissen, wo man Vorlagen,
beziehungsweise Anleitung für Herstellung von Waldmollatarbeiten er-
halten kann. Wir wissen es nicht, vielleicht ist einer unserer Leser so
freundlich, darüber Auskunft zu geben.

Frl. Anna Hug in S. 1) Durch Auspressen des Saftes und
vorsichtiges Einfüllen mit gekautem Zucker. Zu hartes Kochen schädigt
die Farbe. 2) So viel wir wissen, Schlemmtreide mit Weimwasser.

A. S. in Lädenfeld. Eine englische Bibliothek derart (zu
20 Pfennig, Pendant zu Reclams) gibt es nicht, dagegen Tauchnitz-Edition
à 1 Mark 60 Pfennig der Band und Wiers Kollektion à Band 1 Mark
60 Pfennig. Von dem in unserem Verlage erschienenen englischen Magazin
können Sie den Jahrgang 1878 als Abonnent unseres Journals sein
gebunden anstatt für 18 Mark zum ermäßigten Preis von 8 Mark nach
beziehen. Es bietet dieser (2 starke Quartbände) eine gediegene Auswahl
des besten und der neuesten englischen Literatur diesseits und jenseits des
Ozeans, geschmückt mit vielen Illustrationen, und bringt an Verfassern den
Inhalt von mindestens 10—12 Bänden einer der obengenannten Kollektionen.

Abonnent in 7 Fliegenstich: durch Beträufeln mit Zwiebel-
saft. Polturm: bayerischer Kalk. Flecken: ist schwierig ohne Beschäftigung
zu raten. Können Operationen sein.

Frl. J. G. D. in B. Eine Abonnentin unseres Blattes empfiehlt
gegen diese aufdringlichen Haare Abreiben mit Bimsstein. Nach Ver-
sicherung der Dame ist der Erfolg vortrefflich.

Hrn. G. Zeil in Dürren. Das Wort heißt Trimethylamin.
Organische Verbindung findet sich in der Heringlake, faulender Hefe, im
Kraut von Chonopodium vulvaria — Arzneimittel.

Hrn. G. Naurenbrecher in D. Ja, zufällig ist uns ein solches
Büchlein kürzlich zu Gesicht gekommen. Es ist bei W. Hert in Hannover
erschienen. Niederbuch für Regelbrüder ist es getauft. Lustig, frisch, mit
netten kleinen Bildern.

Abonnent G. M. in Reichen. Nehmen Sie nicht alles zu genau.
Darin liegt oft die höchste Lebensklugheit. Versuchen Sie auf diese Weise
ein Komptomik.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zu-
gegangen von: Frl. Rosine Wihlidal, Prag; Amalie Gutzberg,
Böden; Frida Sello, Berlin; Heinrich Silbermann,
Friedrichshafen; Bertha Suter, Zürich; Elise Harle,
Bern; Emma W. Potsdam; Hermine Rosenberg, Bamberg;
Elise Grau, Ulm; Eva Herchel, München; Frau J. Polka,
Wien; Willy Heinrich, Bayreuth; Antonie Kanter, Stettin;
Amalie Reif, Bernburg; Hr. A. Heller, Innsbruck;
F. Zimmermann, München; G. Buchalla, Lebnitz;
G. Weibel, Straßburg; A. Joduen, Nachen; A. Sauer, Bop-
pard; G. Hempel, Hamburg; W. Treut, Chicago; J. Walliser,
Hannover; P. Trieb, Ulm; D. Breiter, London; J. Kautsch,
Warschau; W. Sel. Petersburg; G. Leimbach, Bremen;
G. Berendt, New-York; G. Hahnenkamp, Soest; A. Thum-
bari, München.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Pässiger Badfisch. Zur Beseitigung von Ritzern dienen
Wassungen mit kummerselchem Wasser oder mit Jodtinktur. Beide
(letzte mit warmem Wasser) werden abends aufgetragen und der Wieder-
schlag, beziehungsweise der eingetrocknete Schaum erst am andern Morgen
trocken abgerieben.

Abonnent in der Hanna. Das Schlafen mit tiefer liegen-
dem Kopfe ist nach unserer Ansicht nicht für alle zu empfehlen, nament-
lich nicht solchen, welche Neigung zu Kopfschmerzen haben. Sonst
Gesunde können ja immerhin den Versuch machen, ob sie sich in dieser
Lage wohler befinden, als in der gewohnten.
Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Mine von St. Gault, Roman nach dem Englischen von
W. Hanna. Schluß. — Die Schützenfeste unserer Vorfahren, kulturgeschicht-
liche Skizze von Ernst Jander. — Die Ereignisse in Bayern. — Post- und
Telegraphenverkehr auf deutschen Wegen. — Von einem Geist berührt, Er-
zählung von Wilke Collins. — Literarische deutsche Uebersetzung von Max v.
Weidenbäum. Fortsetzung. — Romanbilder in Tirol, von A. Harting. —
Judenwörter in Bialystok, von G. M. S. — Das Hebräer-Verständnis. Erzählung
von Max Vog. Fortsetzung. — Aus allen Gebieten. — Humoreskische Blätter.
— Bilderrätsel. — Rätsel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Schloß Berg am Starnbergersee. — König Ludwig II. von
Bayern. — Romanbilder in Tirol, nach Skizzen von A. Harting. — Im Juden-
viertel von Bialystok, nach einer Skizze von Arthur Banjura. — Die Mine
von St. Gault: Hier Männer tragen die Bohre, ich folgte mit der Lampe. —
Hohenkwanau, Originalzeichnung von Th. Weber.

In unserem Verlage ist soeben in neuer Auflage erschienen
und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Die Gebaldis.

Roman aus der Gegenwart

von

Wilhelm Jordan.

Zweite, durchgesehene Auflage.

(Viertes und fünftes Tausend.)

2 Bände. Preis geheftet M. 10. —; fein gebunden M. 12. —

Die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage dieses Aufsehen
erregenden Romans wurde binnen Jahresfrist verkauft. Diese
zweite, vom Verfasser sorgfältig durchgesehene Auflage erhält
dadurch noch ein besonderes Interesse, daß Jordan eine hoch-
interessante große Vorrede dazu geschrieben. Es fallen durch die
Vormort ganz eigentümliche Lichter sowohl auf das merkwürdige
Werk selbst, wie auch auf des Autors Stellung zu Christentum,
Kunst, Fortschritt und die sozialen Bestrebungen unserer Tage.
Jordans Roman wird, das sieht zu erwarten, gleich wie sein
Epos „Ribelunge“ sich immer mehr Freunde gewinnen und Ge-
meingut der deutschen Nation werden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schillers Werke.

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Professor Dr. J. G. Sischer.

Neu Schillers Porträt und Lebensabris.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Dritte Auflage. Vier Prachtbände in groß Lex.-Oktav. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierungen. Preis 48 Mark.

Um die Anschaffung dieses Prachtwerkes zu erleichtern, kann dasselbe auch nach und nach in 65 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden.

Diese schönste aller Schiller-Ausgaben bildet eine der geeignetsten und prächtigsten Festgaben, welche der reiferen Jugend geboten werden können.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Letzte
Auszeichnung
Amsterdam 1883
Goldene Medaille.

Kupferberg Gold.

Besteher aus feinsten Gold.
Hochglanz und Haltbarkeit.
Chr. Ad. Kupferberg & Co. Mainz.
Zu beziehen durch
alle Wiederver-
käufer.

12 Scher-
Bilder. 60 Pf. Katalog gratis
Literatur-Bureau, Hann. 1.

Trunksucht

Welle ich durch mein vorzügliches Mittel und
liefere auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüfte
und eidlich erdiente Zeugnisse. Reinhold
Fehlfass, Fabrikant in Dresden 10. 1206

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78, Friedrichstraße 78.

Weisse und crême seidene Faille Française,
Surah, Satin merveilleux, Damaste, Ripse, Taffete
und Atlasse etc. 1. 25 Pf. per Meter bis Mt. 18.20 berl. in
einzelnen Roden u. Stücken sofort ins Haus das Seidenfabrik-Depôt G. Henneberg
(R. u. R. Hofliefer.) Zürich. Ruher umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. 1301

Bad Nauheim
Naturwarme kohlensäurereiche
und gewöhnliche Solbäder, sa-
linische Trinkquellen und alka-
linische Säuerlinge, Inhalations-
Salon, ozonhaltige Gradiruft.
bei Frankfurt a. M., Stat. d. M. W. B. B.
Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor, bez.
nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Bade-Direktion Bad Nauheim. Jäger.

Mondamin
Zu allerlei
Milchspeisen,
Flammernys,
Fruchtgelées,
Puddings etc.

Ersetzt Gelatine. Erleichtert die Zubereitung.
Verbindet den höchsten Wohlgeschmack mit der
leichtesten Verdaulichkeit. Auch zur Verdickung von
Suppen etc. vortrefflich. Mondamin ist ein entöltes Mais-Product, Fabr.
Brown & Polson, k. e. Hof. Paisley (Schottland) u. Berlin, Heiligegeiststr. 35
u. ist in fein. Packung u. a. Handl. in 1/2 u. 1/4 engl. Pfd.-Packen zu haben.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91. heilt auch brieflich alle Arten von Nervenleiden, Frauen- und Haut-
krankheiten, sowie Schwäche, Rückenmarksleiden, Krampferkrankung, selbst in den hartnäckigsten
Fällen mit sicherem und klugem Erfolge. 1271

Sprachheilanstalt Eisenach i. Thür.
Hr. Stotter, Stammer etc. — Heilberf. mehrfach staatlich ausgeschrieben.
Rudolf Denhardt, Eisenach i. Thür. 1252
Honorar nach Heilung. — Prospekt gratis.

In unterzeichnetem Verlage sind nach-
stehende vortreffliche Anthologien der
Lyrik Deutschlands, Frankreichs und
Englands erschienen und können durch
alle Buchhandlungen des In- und Aus-
landes bezogen werden:

Scherer, Deutscher Dichterwald.
Lyrische Anthologie. Mit vielen
Porträts und Illustrationen. Gifte,
vermehrte Auflage.

**Borel, Album lyrique de la
France moderne.** Sixième édition.
Revue et augmentée par C. Villatte.
Avec douze gravures sur bois.

**Freiligrath, The Rose, Thistle and
Shamrock.** A book of English
poetry, chiefly modern. Fifth
edition. With illustrations.

Der Preis einer jeden Sammlung in
reichem, geschmackvollem Einband beträgt
nur 7 Mark.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Gesichtshaare
entfernt nach einmalfigem Gebrauch u. für
immer das unschöne, ärztlich empfohlene
Mittel. Preis 3 M. mit empl. Begutachtung.
F. Marcalouse, Prag. 1305

**LEONHARDI'S
TINTEN**

Rühmlichst bekannt
Mit ersten Preisen
ausgezeichnet!

Zu haben in den
besten Buchhandlungen
Schreib- u. Holz-
des In- u. Aus-
lands.

ANGELHARDI, DRESDEN.
Erfinder der berühmten patent.
ALIZARINTINTEN, welche den schönsten
und andern beliebigen SCHREIB-
ALCOPIR-TINTEN, sowie verwandter
SPECIALITÄTEN.

Pianos, billig, bar od. Raten. Kosten-
freie Probewandlung, Prospekt gratis.
Fabrik Wollenslauffer, Berlin NW.

Seirat
Reiche Heilkräuterkollektion erhalten
Sie sofort im verschlossenen Cou-
vert (diskret). Porto 20 Pf. — Ge-
neral-Anzeige, Berlin NW. 61. F. Damen frei.

Garbkäse, edel, pikant. Postfr. 9/4, Pfd.
2/1, 3/60 inkl. fr. gg. Nach-
nahme. **Bism. Käse** jun., Garburg.

Stottern!!
heilt schnell und sicher die Anstalt von
Robert Ernst,
Berlin W., Potsdamerstrasse 37.
Prospekt gratis u. franko.
Honorar nach Heilung.

Musikalien-Verlag
der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Classiker-Pracht-Ausgaben: **Beethoven's** sämtliche Sonaten. 4 Bände, à Band M. 4. 50. — **Clementi's** ausgewählte Sonaten.
2 Bde., à Bd. M. 5. — **Haydn's** ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 3. 50. — **Mozart's** sämtliche Sonaten. 3 Bde.,
à Bd. M. 4. 50. — **Weber's** Kompositionen für das Pianoforte. 2 Bände, à Bd. M. 4. — **Reiser**, Kinder-Klavierschule.
I. Abthlg. M. 2. 50. II. — IV. Abthlg. à M. 3. — **Eichler**, Kinderlieder. 4 Abtheilungen à 75 Pf. — **Eichler**, Die schönsten
Choral-Melodien. 75 Pf. — **Eichler**, Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — **Kuhs**, Le feu follet. M. 1. 50.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.